

Stauend sah er den Sternbogen Jakob Vetsch

Jakob Vetsch

Stauend sah er den Sternbogen

*Predigten über Sonne,
Mond und Sterne*



Oesch Verlag

Unserer Generation blieb es vorbehalten, das Weltall zu «nutzen», es zu einer möglichen Basis für künftige Kriege auszubauen.

Der Mensch versieht den letzten erschließbaren Raum des Friedens mit Kriegsmaterial und ist dabei, auch noch dieses Land seiner Träume zu zerstören.

In seinen Predigten sucht Jakob Vetsch nach Spuren, die das Weltall und seine Gestirne in unserer Religion, unserer Mythologie, unserer Sprache hinterlassen haben. Er will uns zurückführen zu der ursprünglichen Demut, die wir vor der Unendlichkeit empfanden. Auch in der Nacht der Seele kann es tröstlich sein, die leuchtenden Sterne über uns zu wissen.



Oesch Verlag



Jakob Vetsch

STAUNEND SAH ER DEN STERNENBOGEN

Predigten über Sonne, Mond
und Sterne

Mit Illustrationen von
Josephine Maag-Maihoff

Oesch Verlag



Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck in jeder Form sowie die Wiedergabe
durch Fernsehen, Rundfunk, Film, Bild- und Tonträger
oder Benutzung für Vorträge, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung des Verlags

© 1987 by Oesch Verlag AG, Zürich

Schutzumschlag unter Verwendung eines
Motivs von Josephine Maag-Maihoff

Satz und Druck: BuchsDruck, Buchs
Einband: Buchbinderei Burckhardt, Zürich-Mönchaltorf
Printed in Switzerland

ISBN 3 85833 359 X

Meiner lieben Frau

SUSANNE VETSCH-THALMANN

In herzlicher Dankbarkeit
für Deine Unterstützung

Inhalt

Einleitung: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes	9
Es werde Licht!	14
Die Sonne – das größere Licht für den Tag	20
Der Mond – das kleinere Licht für die Nacht	26
Der Regenbogen	31
Wenn Sonne und Mond sich verfinstern	36
Stern unterscheidet sich von Stern durch den Glanz (Totensonntag)	42
Die Zeit ist erfüllt – erfüllte Zeit? (1. Advent)	47
Der Herr wird dein Licht sein (2. Advent)	53
Der Stern von Bethlehem (Weihnachten)	58
Der glänzende Morgenstern (Neujahr)	64
Sonne, Mond und Sterne verneigten sich vor mir	70
Da stand die Sonne still	75
Ein großer Stern fiel vom Himmel	81
Der Erstgeborene der ganzen Schöpfung (3. Sonntag der Passionszeit)	86
Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang (4. Sonntag der Passionszeit)	90
Ausklang: Himmel und Erde werden vergehen . . . (5. Sonntag der Passionszeit)	95
Nachwort	99
Literaturverzeichnis	101

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes

Hermes, der Götterbote, brachte einst das aus dem Schenkel des Zeus entbundene Kind zu den Nymphen des Flußgottes Lamos. Sie nahmen es eine nach der anderen in die Arme und reichten ihm die Milch ihrer vollen Brüste. «Und der Knabe, richtend die Augen droben zum Himmel, lag da auf dem Rücken und schlaflos; wechselweis stieß er strampelnd in die Luft die beiden Beine voll Freude. Ungewöhnlich erschien ihm das Himmelsgewölbe, und staunend sah er den Sternenbogen, den väterlichen, und lachte.»

Vielleicht ist es unüblich, mit einer Überlieferung aus der griechischen Mythologie zu beginnen. Diese Dionysos-Geschichte zeigt jedoch aufs schönste, wie sehr sich der Mensch im Blick von der Erde zum Himmel, aus dem er gefallen zu sein scheint, begreift: Er staunt dabei – und lacht! Wir reagieren auf die Sternenpracht des Nachthimmels hingerissen und entzückt. Im Empfinden des Kindes mag dies am reinsten zum Ausdruck kommen, denn es ist dem Himmel noch besonders nah . . .

Wir Erwachsenen, die wir den Weg dorthin erst wieder suchen müssen, haben ja aufgrund der Lebenserfahrung gleich unsere Fragen, von denen jetzt vielleicht eine lautet: Wie kommt ein Theologe dazu, sich mit Sonne, Mond und Sternen zu befassen? Sollte dieses Thema in der heutigen Zeit nicht eher den Astronomen und Physikern, den Astronauten und Naturwissenschaftlern überlassen werden? – Gerade das geschah allzulange! Eines der Übel der Moderne besteht darin, daß sich jeder auf sein vermeintliches Gebiet zurückzieht und eine Zusammenschau der Dinge – wie sie früher gang und gäbe war – kaum mehr gewagt wird. Das führt zu einer grenzenlosen Verarmung und zu einer geistigen Konkurerklärung, denn Wirklichkeit und Wahrheit lassen sich nicht ohne Verlust in Spezialgebiete abkapseln. Das Rückzugsgefecht hat auf allen Ebenen stattgefunden. Lis Jacobi klagt in ihrer neuen Sonnengedichtsammlung: «Für die Zeit seit der Mitte unseres Jahrhunderts gilt, daß wir Sonnengedichte überhaupt nur schwer finden können. Es ist, als habe der materialisti-

sche Zeitgeist wie der hungrige Wolf, über den die Mythe erzählt, die Sonne verschlungen.» Sie meint weiter: «Auch die Kirchen haben die Sonne vergessen, höchstens klingt das Sonnenmotiv noch in alten Liedern oder den Kultformen nach.»

Diesen Vorwurf muß die christliche Verkündigung der letzten Jahrzehnte einstecken: Sie hat sich fast ganz auf das Menschliche und Mitmenschliche, auf das Innere, beschränkt und dabei das Äußere, auch die Gestirne, außer acht gelassen. Vermutlich geschah dies nicht nur, weil die Probleme dort brannten, sondern auch, weil man sich von der darwinistischen Evolutionstheorie – völlig zu Unrecht – in Schach halten ließ.

Wie dem auch sei, es tut not, daß Sonne, Mond und Sterne in der Kirche wieder zum Thema werden. Die gegenwärtige Funkstille empfinden gläubige Naturwissenschaftler, deren es nicht wenige gibt, und aufgeschlossene Astronauten, von denen etliche Evangelisten wurden, stärker als Theologen und christliche Gemeinden, die sich mit dem Auseinanderklaffen von Wissenschaft und Glauben schlecht und recht arrangiert haben. Der namhafte Raketebauer Wernher von Braun (1912–1977) äußerte anlässlich eines Radiovortrags im Jahre 1968 seine Ansicht: «Die gelegentlich gehörte Meinung, daß wir im Zeitalter der Weltraumfahrt so viel über die Natur wissen, daß wir es nicht mehr nötig haben, an Gott zu glauben, ist primitiv und durch nichts zu rechtfertigen. Bis zum heutigen Tag hat die Naturwissenschaft mit jeder neuen Antwort zumindest drei neue Fragen entdeckt.» Er ging von folgender Voraussetzung aus: «Die Naturwissenschaft in ihrem Wunsch, die Schöpfung zu verstehen, und die Religion in ihrem Wunsch, den Schöpfer zu verstehen, haben viel Gemeinsames in ihren Zielen.» Demnach muß ein fruchtbringendes Gespräch möglich sein, zumal die Bibel ohne Zweifel den festen Anspruch erhebt, gültige Aussagen über die Entstehung und den Sinn von Erde und Weltall zu machen.

Aus tiefer dichterischer Schau beschreibt der Psalmist (19,1–5) mit gewaltiger Sprache seinen Eindruck:

*Der Himmel verkündet: Gott ist groß!
Seine Schöpfermacht bezeugen die Gestirne.
Ein Tag sagt es dem anderen,
jede Nacht ruft es der nächsten zu.
Kein Wort wird gesprochen,
kein Laut ist zu hören,
und doch geht ihr Ruf weit über die Erde
bis hin zu ihren äußersten Grenzen.*

Ist es nicht bemerkenswert, daß ein so begabter Dichter, der in unserem Kulturkreis Leute wie Goethe, Haydn und Beethoven zu eigenem Schaffen anzuregen wußte, die ganze Natur von vornherein im Dienste der Verkündigung Gottes sieht? Auf einmal leben die toten Dinge, und das Firmament erscheint als ein Prediger, der nicht auf Worte angewiesen ist und darum von den Völkern aller Sprachen bis zum Weltende verstanden werden kann. Der Himmel gleicht einem riesigen Bilderbuch der Gotteserkenntnis – einem gigantischen Atlas zur Bibel –, in welchem jener, der darin zu lesen weiß, mit jedem Tag ein neues Blatt findet! Wer offen dafür ist, der blättert gerne in diesen mit Zeichen versehenen Seiten göttlicher Herkunft und läßt sich davon tief ergreifen.

In den Liedern des Kirchengesangbuches gibt es etliche Stellen, welche die Gestirne herzlich dazu auffordern, von der Ehre Gottes zu erzählen. Als Beispiel möge die zweite Strophe von Lied 53 dienen:

*Himmel, lobe prächtig deines Schöpfers Stärke
mehr als aller Menschen Werke.
Großes Licht der Sonne, breite deine Strahlen,
Gottes Herrlichkeit zu malen.
Lobet gern, Mond und Stern, seid bereit zu ehren
einen solchen Herren.*

Selbstverständlich befinden wir uns hier auf Glaubensgrund, den nicht alle betreten wollen. Man könnte die Einrichtungen des Weltalls auch als einen wunderbaren Zufall betrachten. Ich bin jedoch der festen Überzeugung, daß es sich um zu viele, zu genaue und zu folgenreiche «Zufälle» handelt, um sie noch als echte Zufälle anerkennen zu können.

Vielmehr erscheint das Himmelszelt als ein unendlich riesiges Szenarium, vor dessen Hintergrund die Sterne Gott den Ehrentanz geben, um den Menschen in Bann zu ziehen. Wir vermögen darin die Weite, die Gesetzmäßigkeit und das Überraschende an Gott zu erblicken. Sein Sohn Jesus Christus hat davon in einzigartiger Weise Zeugnis abgelegt.

Leider blieb es unserem Jahrhundert vorbehalten, das Weltall, das die Herrlichkeit Gottes rühmen soll, nicht nur friedlich für Forschungszwecke zu nutzen, sondern es auch zu einer möglichen Basis für künftige Kriege zu erklären. Ehrgeizige «Star-War-Pläne», Sternenkriegspläne, versprechen das größte Geschäft mit der Angst zu werden. Wenn es so weit kommt, versieht der Mensch den letzten erschließbaren Raum des Friedens mit Kriegsmaterial und zerstört auch noch dieses Land seiner Träume. Beim Blick zum Himmel müßte uns dann statt ergriffener Gottesfurcht unheimliche Menschenfurcht, Kriegsfurcht, überkommen. Selbst wenn es sich nur um Abwehrsysteme handelte, hätte ich Mühe, mich mit Waffen im Äther sicherer zu fühlen. Auf einer Plakette am Landegestell der ersten Mondfähre finden sich die zwei Sätze eingraviert: «Hier setzten Menschen vom Planeten Erde zum erstenmal ihren Fuß auf den Mond, Juli 1969 A. D. Wir kamen im Frieden für die ganze Menschheit.» Müssen wir uns heute in der damaligen Absicht getäuscht sehen? Verlängert unsere Generation das Kreuz von Golgatha in den Himmel hinein?

Angesichts solch ungeheurer Bedrohung sind wir um so dringender auf Erzählungen von der Ehre Gottes angewiesen! Wir lassen uns diese nicht nehmen. Auch in der Nacht der Seele kann es tröstlich

sein, die leuchtenden Sterne über uns zu wissen. Eine alte Liedstrophe lautet:

*Herr, du weißt, wie leicht wir sinken,
auf den Wegstein müd und schwach,
wenn nicht deine Sterne blinken
und uns sagen: Du bist wach!
Leuchte drum mit deinem Schein
in die dunkle Welt hinein!*

Es werde Licht!

Wie ein schwarzes Tier liegt mir die Angst auf der Brust. Allein und im Stich gelassen, schlage ich schweißgebadet wild um mich. Jetzt kommt es darauf an! – Doch bevor der Kampf ausgefochten und entschieden ist, greife ich, halbwach geworden, zum Lichtschalter. Es ist Nacht, und ich liege im Bett. Tier und Angst sind verschwunden. Es war nur ein Traum, ein schrecklicher Traum.

Hast Du, liebe Leserin, lieber Leser, auch schon einmal so etwas erlebt? Furcht im Dunkeln – vielleicht auch auf einem einsamen Weg in der Nacht – und Befreiung von der Angst durch das helle Licht, das die Welt der Formen und Farben, der Unendlichkeit und der Grenzen herbeizaubert? Licht, welches auch den Schatten auf der Seele verscheucht und die Orientierung wieder schenkt? Licht ins Dunkel des bedrohten Lebens, das nun neu erblüht und Früchte trägt?

Ähnlich – nur viel größer – stelle ich mir das Ereignis des ersten Schöpfungstages vor, wie er im 1. Buch Mose 1, 1–5 beschrieben ist: «Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, die ganze Welt. Auf der Erde war es noch wüst und unheimlich; es war finster, und Wasserfluten bedeckten alles. Über dem Wasser schwebte der Geist Gottes. Da befahl Gott: «Licht soll aufstrahlen!», und es wurde hell. Gott hatte Freude an dem Licht; denn es war gut. Er trennte das Licht von der Dunkelheit und nannte das Licht Tag, die Dunkelheit Nacht. Es wurde Abend und wieder Morgen: der erste Tag.»

Mit jedem Morgen weicht jene Finsternis der Urzeit und kommt jenes heilvoll geschaffene Licht. Jeder kennt es in seinen phantastischen Wirkungen, aber keiner weiß letztlich um sein geheimnisvolles, unergründliches Wesen!

Die Bibel trennt es eigenartig vom Sonnenlicht, das am vierten Schöpfungstag für sich zur Sprache kommt. Das Phänomen des Lichtes an sich hat also die Ehre des ersten Tages.

Jene merkwürdig stofflich-nichtstoffliche Schöpfung bleibt das Rätsel, welches Hiob (38, 19–20) von Gott aufgegeben wurde:



*Kennst du den Weg zum Ursprungsort des Lichtes?
 Von welcher Stelle kommt die Dunkelheit?
 Führst du sie bis ans Ende ihres Weges,
 und bringst du sie dann zu ihrem Ort zurück?*

Das bleibt uns Menschen verwehrt! Um so stärker aber ist uns das Licht als Erfahrung erschlossen. Ohne Licht kann der Mensch nicht leben. Lichtlosigkeit hält er nicht aus. «Bunker-Haft» stellt eine subtile, aber schreckliche Form von Folter dar. Beim Blinden bilden sich andere Sinne verstärkt aus und übernehmen bis zu einem gewissen Grad die Funktionen des Augenlichts. Warum wohl reden wir vom «Augenlicht»? Und von den Augen als «Spiegel der Seele»? Wie könnten wir so reden – und das Licht wahrnehmen! –, wenn dem großen Licht draußen im All nicht das kleine Licht drinnen entspräche, das «Seelenfünklein», wie sich Meister Eckhart ausdrückte? «Das Licht der Welt erblicken» bedeutet dasselbe wie «geboren werden». Und alles, was gedeiht, drängt dem Licht entgegen.

Licht und Leben gehören zusammen. Die alten Christen Syriens schrieben die griechischen Worte für Licht (Phos) und Leben (Zoä) in Kreuzform über die Türen ihrer Häuser. Sie erwarteten Segen und Schutz davon, denn sie kannten den Anfang vom Psalm 104:

*Herr, mein Gott,
 wie bist du so groß!
 In Hoheit und Pracht
 bist du gekleidet,
 in Licht gehüllt,
 als wäre es ein Mantel.*

Und sie trugen die Worte des 1. Johannesbriefes (1, 5) im Herzen: «Jesus hat uns die Botschaft gebracht, die wir euch weitergeben: Gott ist Licht; in ihm gibt es keine Spur von Finsternis.»

Daran hat vielleicht auch jener Mann gedacht, welcher dem Missionar einer Buschkirche in Neuguinea aufgefallen war. Dieser pflegte nach dem Gottesdienst noch längere Zeit in der Kapelle zu verweilen. Er konnte nicht lesen; er schaute nur mit auf der Brust gekreuzten Armen nach vorne. Eines Sonntags nahm sich der Missionar ein Herz und fragte den Kanaken, was er denn da die ganze Zeit bete? Der antwortete lächelnd: «Ich halte meine Seele an die Sonne.»

Christus selbst sagte (Joh. 8, 12): «Ich bin das Licht der Welt. Wer mir folgt, hat das Licht, das zum Leben führt, und wird nicht mehr im dunkeln tappen.» Und Johannes schrieb am Anfang seines Evangeliums (1, 9–12): «Das wahre Licht ist Er, «das Wort». Er kam in die Welt und war in der Welt, um allen Menschen Licht zu geben. Die Welt war durch ihn geschaffen worden, und doch erkannte sie ihn nicht. Er kam in sein eigenes Land, doch sein eigenes Volk wies ihn ab. Manche aber nahmen ihn auf und schenkten ihm ihr Vertrauen. Ihnen gab er das Recht, Kinder Gottes zu werden.»

Als Kinder Gottes dürfen wir auch Kinder des Lichtes sein, was Paulus im Epheserbrief (5, 8–9) besonders dargelegt hat: «Jetzt seid ihr im Licht, weil ihr mit dem Herrn verbunden seid. Lebt nun auch als Menschen, die im Licht stehen! Aus dem Licht erwächst als Frucht jede Art von Güte, Rechtschaffenheit und Treue.»

Im Alltag reden wir von «Lichtblicken», «Gedankenblitzen» oder «Sternstunden». Wir sagen: «Jetzt ist mir ein Licht aufgegangen!» Lichterfahrungen haben im Leben mit Gott schon immer eine wichtige Rolle gespielt.

Ich denke daran, wie aus dem Christenverfolger Saulus der Christ Paulus wurde, worüber wir in der Apostelgeschichte (9, 3–4) lesen: «Auf dem Weg nach Damaskus, kurz vor der Stadt, umstrahlte ihn plötzlich ein Licht vom Himmel. Er stürzte zu Boden und hörte eine Stimme: «Saul, Saul, warum verfolgst du mich?»»

Oder ich denke an Niklaus von Flüe, der von 1474 bis 1478, also etwa dreizehn bis neun Jahre vor seinem Tod, von furchtbaren Lichtvisionen heimgesucht wurde, so daß die Besucher bei seinem

Anblick gräßlich erschrecken. Er selbst pflegte darüber zu berichten, er habe ein durchdringendes Licht gesehen, das ein Gesicht darstellte. Dabei habe er befürchtet, sein Herz würde in kleine Stücke zerspringen. Deshalb habe er überwältigt den Blick abgewendet und sei zur Erde gestürzt. Dies habe die anwesenden Leute erschreckt . . .

Carl Gustav Jung hat darauf hingewiesen, daß dieses Bild schon früh mit dem auferstandenen Christus in Verbindung gebracht wurde, wie er dem Johannes in der Offenbarung (1, 12–19) erschien: «Ich wandte mich um und wollte sehen, wer zu mir sprach. Da erblickte ich sieben goldene Leuchter. In ihrer Mitte stand jemand, der wie ein Mensch aussah. Er trug ein langes Gewand und hatte ein breites goldenes Band um die Brust. Das Haar auf seinem Kopf war weiß wie Wolle, ja wie Schnee. Seine Augen glühten wie Feuer. Seine Füße glänzten wie gleißendes Gold, das im Schmelzofen glüht, und seine Stimme klang wie das Brausen eines Wasserfalls. Er hielt sieben Sterne in seiner rechten Hand, und aus seinem Mund kam ein scharfes zweischneidiges Schwert. Sein Gesicht leuchtete wie die helle Sonne. Als ich ihn sah, fiel ich wie tot vor seinen Füßen zu Boden. Er legte seine rechte Hand auf mich und sagte: «Hab keine Angst! Ich bin der Erste und der Letzte. Ich bin der Lebendige! Ich war tot, doch nun lebe ich in alle Ewigkeit. Ich habe Macht über den Tod und die Totenwelt. Schreib auf, was du siehst.» So kam es zur Niederschrift der Offenbarung.

Noch ein weiteres Phänomen, mit dem wir erst in der modernen Zeit konfrontiert sind, sei erwähnt. In früheren Jahren kehrten Menschen nach einem Stillstand von Kreislauf und Atmung verhältnismäßig selten ins Leben zurück. Dies hat sich mit der Entwicklung der neuartigen Wiederbelebungstechniken geändert. Die Reanimation klinisch «Toter» nach einem Herzstillstand stellt heute keine Seltenheit mehr dar. Seither mehren sich die Berichte von Patienten über merkwürdige Erlebnisse in der Phase ihres klinischen Todes.

Die inzwischen bekannt gewordenen Ärzte Raymond A. Moody und Elisabeth Kübler-Ross haben – zunächst unabhängig voneinan-

der – Hunderte solcher Berichte gesammelt und verglichen. Die Ergebnisse zeigen grosse Übereinstimmungen. Unter anderem wird von den Patienten als besonders eindrücklich die Erscheinung eines intensiven Lichtes von unbeschreiblicher Helligkeit genannt, das viel stärker als die Sonne sei, jedoch nicht blende. Es verdichte sich gerne zu einer Art Lichtwesen mit unverkennbar personalem Charakter, das den Sterbenden unwillkürlich zu einer ehrlichen Selbstbewertung seines Lebens als ganzem bewege. Die Verständigung laufe ohne eigentliche Worte wie durch Auffangen der Gedanken ab, aber auf eine so klare Weise, daß Mißverständnisse und Unredlichkeiten völlig ausgeschlossen seien. Dieses Lichtwesen rege den Betroffenen zur Rückbesinnung auf die Stationen seines Lebens an, die er in außerordentlicher Geschwindigkeit, Farbigkeit und Echtheit an sich vorüber ziehen sieht. Es ströme eine unaussprechbare Wärme, Liebe und Bejahung von diesem bannenden Gegenüber aus. Sodann sei es, als ob man an eine Grenze stoße – und über die Erfahrung jenseits jener Schranke vermag der ins Leben zurückgeholte beinahe Gestorbene nichts mehr auszusagen . . .

Ich möchte diese vielfach belegten Schilderungen für sich sprechen lassen. Die Parallelen zu den Mitteilungen der Bibel erscheinen mir jedoch offenkundig.

Gott begann sein großes Schöpfungswerk der Erde mit den Worten: «Es werde Licht!»

Johann Wolfgang von Goethes letzte Worte waren: «Mehr Licht!»

Gott am Anfang und am Ende – Licht am Anfang und am Ende. Welches Leben im Wechsel von Tag und Nacht dazwischen aufleuchtet, das liegt weitgehend in unserer Entscheidung, zu deren Gelingen ich uns die Kraft und die Gnade von Herzen wünsche!

Die Sonne – das größere Licht für den Tag

Es war einst der innigste Wunsch eines Königs, Gott zu schauen. Er berief alle Machthaber, Weisen und Priester, doch deren Mund blieb stumm. Schließlich kam ein Hirt vom Feld und zeigte dem König die Sonne: «Sieh hin», sagte er. Der König hob seine Augen und wollte die Sonne sehen. Aber der Glanz blendete ihn, und er senkte den Kopf und schloß die Augen. «Willst du, daß ich erblinde?» sagte er zu dem Hirten. «Aber König, das ist doch nur ein einzelnes Ding der Schöpfung, ein schwacher Abglanz der Größe Gottes, ein kleines Fünkchen seines flammenden Feuers. Wie willst du mit deinen schwachen, tränenden Augen Gott sehen? Suche ihn mit anderen Augen!» – Der Einfall gefiel dem König. Er sagte zu dem Hirten: «Ich erkenne deinen Geist und sehe die Größe deiner Seele.»

Dieses kleine Fünkchen des flammenden Feuers Gottes, von dem der Hirt in Tolstois Legende erzählt, die Sonne, enthält 536 Billiarden Kubikkilometer heißer Gase mit einem Gewicht von 2 Milliarden Milliarden Tonnen bei einem Durchmesser von 1,4 Millionen Kilometern. Sie ist das Zentralgestirn unseres Sonnensystems, um das sich seine Kometen, Asteroiden und Planeten drehen. Dieser Pol verschmilzt bei einer Innentemperatur von bis zu 20 Millionen Grad Celsius Atomkerne und strahlt über die siedende Masse heißer Gase seiner Oberfläche mit einer Durchschnittstemperatur von 5540 Grad eine immense Energie und ein helles Licht ins All, das von der Erde aus gesehen bei Tag alle anderen Gestirne außer dem nahen Mond verblassen läßt. Die Sonnenstrahlen machen eine Reise von 1495 Millionen Kilometern, bis sie das Gesicht des Menschen berühren und mit ihrer Wärme die Blumen der Erde erreichen.

Obschon wir heute wissen, daß es sich bei der Sonne im großen und ganzen gesehen «nur» um einen Stern mittleren Ausmaßes unter Milliarden ähnlicher Gebilde in unserer Milchstraße handelt, ist diese riesige glühende Gaskugel am Himmel das Hauptgestirn für uns. Es verwundert daher nicht, daß man die Sonne in alten Kulturen als Gott verehrte. Für die Griechen war sie ein fröhlicher junger Gott, der



täglich einmal mit seinem Wagen den Horizont abfuhr. In Babylonien wurde der Sonnengott Schamasch angebetet, und aus Ägypten stammt der Sonnengesang des Echnaton, der als König Amenophis IV. von 1373 bis 1358 v. Chr. lebte.

*Hell wird wieder die Welt, wenn dein Antlitz emporstrahlt,
Festlich erglühen die Länder der Erde,
Taugebadet, glänzend gewandet,
Heben sie ihre Arme und beten dich an.
Alle Tiere hüpfen und freu'n sich der Weide,
Alle Bäume und Kräuter sprießen,
Alle Vögel entflattern den Nestern,
Ihre Schwinge lobpreisen dich;
Alle Fische springen im Wasser,
All die geflügelten, winzigen, wispernden Wesen
Leben auf, weil du sie anblickst.*

*Du lässest wachsen die Frucht im Leibe der Frauen,
Du erweckst den Samen des Mannes,
Du gibst Luft dem Kuchlein in seiner Schale
Und du gibst ihm die Kraft, die Hülle zu sprengen,
Alle stillst du, Amme der Ungeborenen,
Atem gibst du, all dein Werk zu beleben,
Wenn es hervortritt aus dem dunklen Schoße.*

*Du hast die Erde geschaffen nach deinem Belieben,
Allen Lebendigen gibst du Speise für immer,
Du erteilst das Maß der Lebenszeit einem jeden.
Aufgang und Untergang schaffst du, lebende Sonne,
Dunkel vergehst du, und strahlend kehrst du wieder,
Du bist das Pochen in meinem Herzen!
Alles, was wir in deinem Lichte schauen,
Wird vergehen,
Du aber lebst und blüht für ewig!*

Wie schön sich dieses Lob an die Sonne auch anhört, so wird doch deutlich, daß sie nicht als Geschöpf unter Geschöpfen, sondern als das Prinzip, als der Ursprung des Lebens begriffen wurde.

Von solcher Vorstellung befreit die Bibel völlig. Demonstrativ erwähnt der Schöpfungsbericht die Sonne im Verein mit Mond und Sternen erst am vierten Tag nach dem Licht, dem Himmel, dem Land und den Pflanzen! Die Lebensbedingungen und die Lebenskeime waren schon gelegt, bevor die Sonne sie zum fortdauernden Erblühen, Entfalten und Vergehen brachte. Nach 1. Mose 1, 14–19 ist die Sonne nur ein Zeichen – nicht Gott selbst –, und sie dient zur Bestimmung der Zeit. Als das größere Licht für den Tag soll sie auf die Erde leuchten. Der Lebensspender aber bleibt der eine Gott, der alles in allem wirkt.

Heute müssen wir uns fragen, ob wir der Sonne diese wichtigen Aufgaben noch lassen. Der moderne Mensch genießt sie bloß zu seinem Vergnügen, ist in diesem Sinne ein degenerierter «Sonnenanbeter», aber als Kündlerin von Werden und Vergehen achtet er sie kaum. Und wo bleibt sie zur Bestimmung der Zeit, wenn wir die Uhren im Sommer um eine Stunde vorstellen? Ist es nicht barbarisch, die Menschen zu überlisten und Mittag zu haben, ohne daß die Sonne in der Mittagshöhe steht? – Unsere Zeit ist verrückt, deshalb verrücken wir die Zeit!

Ambrosius empfand die Sonne als «das Auge der Welt, die Freude des Tages, des Himmels Schönheit, die Anmut der Natur». Und Franz von Assisi widmete der großen Himmelsleuchte im letzten Jahr seines Lebens, vermutlich im Herbst 1225, einen christlichen Sonnengesang.

*Gelobt seist Du, mein Herr,
mit allen Deinen Geschöpfen,
vornehmlich mit der edlen Herrin
Schwester Sonne,
die uns den Tag schenkt durch ihr Licht.*

*Und schön ist sie
und strahlend in großem Glanze:
Dein Sinnbild, Höchster!*

Die alte Kirche hat den Sonnengang stark in ihr Glaubensleben miteinbezogen. Die Gotteshäuser waren nach Osten, gegen den Sonnenaufgang, gerichtet, denn der Heiland kommt von dort her. Der Tag des Herrn wird am Sonn-Tag gefeiert. Und dem Wintersonnenwendefest der Römer, dem «Geburtstag der unbesiegten Sonne», hat man Weihnachten entgegeng gehalten, das Fest der Geburt unseres Erlösers.

Denn er selbst ist nun die «Sonne der Gerechtigkeit», die Heilung unter ihren Flügeln birgt und denen aufgehen wird, die Gott die Treue halten. So hatte es der Prophet Micha (4, 2) verkündigt. Eines der beliebtesten Lieder des Kirchengesangbuches (335, 1) hebt mit den Worten an:

*Sonne der Gerechtigkeit,
gehe auf zu unsrer Zeit,
brich in deiner Kirche an,
daß die Welt es sehen kann.*

Christus hat durch seine Auferstehung als Licht für die Welt die Nacht des Todes besiegt. Dies gibt Hoffnung, daß sich die Wahrheit einst durchsetzen wird und das Gute über das Böse siegt. Wo sonst sollte die Welt die «Sonne der Gerechtigkeit» erkennen, wenn nicht in der Kirche Jesu Christi?

Ich sehe eine Kirche, die sich für die Bedrängten und in Not Geratenen einsetzt, eine Kirche der Ausländer und Flüchtlinge, der Schwarzen in Südafrika, der Hungernden in Äthiopien. Ich sehe eine Kirche, die sich für die Anliegen der Frauen, für das Leben der Kinder, für die Alkoholiker und die Drogenabhängigen einsetzt. Eine Kirche, welche die Menschenrechte verteidigt und für die Rechts-

staatlichkeit kämpft, hier, jetzt und überall; eine Kirche, die nicht müde wird und nicht davor zurückschreckt, die Wahrheit zu sagen und nichts als die Wahrheit. Ich sehe die Kirche als Hort für alle, die Mut und Kraft brauchen.

Man kann einwenden, das sei nicht nur seelsorgerlich, sondern auch politisch gedacht. Was aber hat Jesus anderes getan, als sich für die Elenden, die Leidenden und Verfolgten einzusetzen? Und war er nicht selbst einer, der durch dieses Dunkel hindurch mußte?

Diejenigen, die Gott mehr gehorchen als den Menschen, dürfen selbst zur «Sonne» werden. Im Richterbuch (5, 31) lesen wir: «Deine Freunde sollen siegreich sein, der Sonne gleich, die strahlend sich erhebt.» Und Jesus (Matthäus 13, 43) stellte in Aussicht: «Alle, die Gott gehorcht haben, werden in der neuen Welt Gottes, ihres Vaters, so hell strahlen wie die Sonne.»

Ein Rabbi fragte einmal einen gläubigen Juden: «Wann weicht die Nacht dem Tag? Woran kann man das erkennen?» Der andere versuchte, eine Antwort zu geben: «Vielleicht, wenn man den ersten Lichtschimmer am Horizont sieht? – Oder wenn man einen Busch von einem Menschen unterscheiden kann?» «Nein», erwiderte der Rabbi, «die Nacht weicht dem Tag, wenn der eine im Gesicht des anderen den Bruder oder die Schwester erkennt. Solange das nicht der Fall ist, bleibt die Nacht in uns.»

Diese Nacht muß nicht mehr sein! Christus lehrte uns, den Nächsten als Bruder oder Schwester zu erkennen. Diese Sonne möge an Licht zunehmen unter uns Menschen! Jene am Himmel aber darf nebst allen Freuden, die sie uns beschert, stets ein kräftiger Hinweis darauf sein.

Der Mond – das kleinere Licht für die Nacht

Es drängt mich, dir vom Wunder, von der Bestimmung und vom Geheimnis des Mondes zu erzählen!

Die Griechen sahen in ihm die milde Frau, die auf einem Rind oder Pferd oder mit einem ganzen Gespann zweier Pferde oder Rinder über den Himmel huscht, mit Flügeln ausgestattet, in leuchtendem Kleid und golden gekrönt. Ihr wohlthuendes Licht verzaubert die nächtliche Erde. Sie trägt traumhaftes Haar und ist mit dem schönen, frischgewaschenen Körper soeben still dem Ozean entstiegen . . .

Diese «Mondin», von der die alten Griechen so begeistert schwärmten, ist – wie wir heute wissen – eigentlich ein vollkommen unwirtliches, trostloses Objekt mit großen geologischen Extremen. Gebirgszüge mit hohen Gipfeln, von denen einige den Mount Everest übertreffen, ragen gespenstisch über die umliegenden Ebenen. Es fehlt praktisch ganz das für die Gestaltung der Erdoberfläche wichtige Wasser, es fehlt alles Grün und Leben. Weil keine Atmosphäre schützt, bewirkt der Sonnenuntergang einen Temperatursturz von 132 Grad Celsius, was das Bersten von Felsen zur Folge hat.

Dennoch ist der Mond, mit den Augen des Erdbewohners betrachtet, von atemberaubender Schönheit, so daß der Liebende im Hohenlied (6, 10) sein Mädchen als «hell wie der Mond» beschrieb.

Über diese Eigenschaft verfügt der geheimnisvolle Satellit (Begleiter) der Erde tatsächlich: Er reicht zur Nachtzeit das Licht der Sonne sanft an die Erde weiter. Seiner besonderen Aufgabe entspricht es, als das kleinere Licht die Nacht zu beherrschen. Wir vergegenwärtigen uns den Ablauf des vierten Schöpfungstages: «Dann befahl Gott: «Am Himmel sollen Lichter entstehen, die Tag und Nacht voneinander trennen und nach denen man Tage, Jahre und Festzeiten bestimmen kann! Sie sollen am Himmel leuchten und der Erde Licht geben.» Er machte zwei große Lichter: das größere Licht, die Sonne, für den Tag und das kleinere Licht, den Mond, für die Nacht, dazu auch alle Sterne. Er setzte sie an das Himmelsgewölbe, damit sie der Erde



Licht geben, über Tag und Nacht herrschen und Licht und Finsternis trennen. Gott hatte Freude daran; denn es war gut. Es wurde Abend und wieder Morgen: der vierte Tag.» (1. Mose 1, 14–19)

Die Mondforschung hat eindrücklich erwiesen, daß der Mond gerade die nötigen Bedingungen erfüllt, damit er seine wunderbare Funktion wahrnehmen kann. Ein Hauptmerkmal dafür stellt seine im Vergleich zur Erde beträchtliche Größe dar. Das Massenverhältnis von Mond und Erde nimmt sich zehn Mal größer aus als das irgendeines anderen Planet-Satellit-Paares im Sonnensystem. Etliche Satelliten sind zwar schwerer als der Mond, aber kein anderer Planet als die Erde besitzt einen Satelliten, welcher einen derart hohen Bruchteil der eigenen Masse aufweist. Zudem ist die Mondmasse eigentlich nicht viel bedeutender als das Minimum, das erforderlich ist, damit solch ein Festkörper die vertraute, liebe Kugelgestalt annimmt. Der Monddurchmesser beträgt ein Viertel des Erddurchmessers, so daß der Mond ein Sechzehntel der Erdoberfläche hat.

Dem Mond eignet also etwa die Masse, welche er als anmutige Kugel braucht. Deren Fläche wiederum ist notwendig, um das oft ergreifende Abendlicht zu spenden.

Ein interessantes Detail mag außerdem sein, daß der Mond stets dieselbe Seite zur Erde zeigt, da die Rotation des Mondes um seine Achse und seine Bahnumdrehung um die Erde sich entsprechen. Die unsichtbare Rückseite des Mondes ist reich an hochreflektierendem, rauhem Terrain, und die dunkel erscheinenden Mare-Lava-Regionen der erdzuagekehrten Seite fehlen. Wenn die Erde nun der erdfernen Seite des Mondes ausgesetzt wäre, würde er demnach viel heller leuchten, und das Dunkel der Nacht wäre nicht angenehm durchbrochen, wie dies jetzt der Fall ist, sondern es wäre eher gestört . . .

Ich erwähne das alles, um aufzuzeigen, wie sorgfältig Gott die phantastische Himmelsszenerie zum Wohl des Menschen eingerichtet hat. Ich mag darin einfach nicht mehr planlose Zufälligkeiten erkennen!

Berührt es nicht eigenartig, wie der Mond das Sonnenlicht emp-

fängt und gemildert der nächtlichen Erde weiterschenkt? Von jeher wurde in ihm das weibliche Prinzip erkannt, während die Sonne mit ihren aggressiven Strahlen als das männliche gilt. Auch wenn wir in unserer deutschen Sprache von «die Sonne» und «der Mond» sprechen – empfinden tun wir anders: unseren Trabanten als mild und wohltuend, die Sonne dagegen als kräftig und bestimmend.

Origenes war der erste, der dieses Geheimnis der Sonne und des Mondes auf Christus und die Kirche deutete. Er meinte, es gebe in uns wie auch am Firmament zwei große Leuchten, nämlich Christus und die Kirche. Das wäre doch immer noch ein sich lohnender Gedanke, daß die Kirche das Licht Christi – der Sonne der Gerechtigkeit! – voller Güte denen weiterreicht, über welche die Nacht hereingebrochen ist. Viele Menschen brauchen dringend jemanden, der selbstlos hilft und Notsituationen nicht ausnützt.

Dies entspräche der inneren Bestimmung nicht nur der Kirche, sondern auch jedes einzelnen: nicht selbst Mittelpunkt sein wollen, sondern die erhaltenen Strahlen der Wahrheit, der Liebe und Freundschaft weitersenden und sie anderen zukommen lassen! Letztlich gehört uns nur das, was wir gegeben haben.

Das klingt paradox, es ist aber der kostbare Schatz der Erfahrung und des Wissens, den wir von Christus empfangen haben. Es ist das Wort vom Kreuz, wo Jesus alles ließ und doch alles gewann, indem er die Auferstehung und das ewige Leben davontrug! Paulus räumte ein: «Es kann nicht anders sein: Für die, die verlorengehen, muß die Botschaft vom Kreuzestod alsbarer Unsinn erscheinen. Wir aber, die gerettet werden, erfahren darin Gottes Macht. Gott hat gesagt: «Ich will die Weisheit der Weisen zunichte machen und die Klugheit der Klugen verwerfen.»» (1. Korinther 1, 18–19) Die Weisheit der Welt wäre, daß uns das gehört, was wir zusammentragen und festhalten. Die Weisheit Gottes aber ist, daß uns das gehört, was wir gerne verschenken.

Der Mond ist zum Zeichen für die Liebenden geworden. Er allein sieht, wenn sie sich finden, und er schweigt sich darüber aus . . .

Ein schönes Zeichen, denn er empfängt und gibt das Erhaltene uneigennützig weiter, auf daß es andere erfreue und beglücke. Insofern auch ein reines Zeichen der Liebe. Wir haben gesehen, wie unfreundlich der Mond an sich wäre, doch die Aufgabe, die ihm übertragen wurde, macht ihn so schön: als das kleine Licht für die Nacht zu leuchten. Im Lichte Christi wird auch das Gesicht der Menschen schön – es ist das wahre Gesicht. Wenden wir es darum nicht ab!

Der Mond hat stets etwas Überraschendes an sich. Er birgt auch sein Geheimnis. Für den Wissenschaftler besteht es etwa darin, wie er überhaupt an seine Stelle kam: durch Abspaltung aus der Erde («Tochter»-Theorie), durch Einfangen durch die Erde («Braut»-Theorie) oder durch gleichzeitiges Entstehen («Geschwister»-Theorie)? Man kann es nicht mit Bestimmtheit sagen. Es bleibt ein Rätsel unter den Forschern, auch nach den Apollo-Flügen und nachdem am 21. Juli 1969 zum ersten Mal ein Mensch, Neil Armstrong, den Mond betreten hat. Dieses seltsame Gestirn trägt sein Geheimnis in sich, und es wußte dem Menschen schon immer Geheimnisse aufzugeben.

Matthias Claudius (1740–1815) heißt der Verfasser der ebenso herrlichen wie tief sinnigen Liedstrophe unseres Kirchengesangbuches (92, 3):

*Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
die wir getrost belachen,
weil unsre Augen sie nicht sehn.*

Gerade die wichtigsten Dinge des Lebens – das Leben selbst, Liebe und Vertrauen – bleiben dem Blick des menschlichen Auges verwehrt! Lieben heißt die Geheimnisse des Lebens mit den Augen des Herzens verehren.

Der Regenbogen

Ihrer Aufmerksamkeit ist es vielleicht nicht entgangen, daß der Regenbogen in jüngster Zeit als beliebtes Signet für so manches Verwendung findet. Er erscheint auf Werbeplakaten, im Fernsehen, auf Taschenbüchern. In seinem Zeichen werden Bewegungen gegründet und Anlässe unter seinem Motto durchgeführt. Man entdeckt ihn als Propagandamittel für Emmentalerkäse und die Zürcher Verkehrsbetriebe gleichermaßen wie als Magnet für Kirchenveranstaltungen. Wir leben in einer Epoche der Regenbogen-Renaissance. Möglicherweise setzen die Geschichtsschreiber dieses Symbol einst über das Kapitel unserer Gegenwart?

Der Regenbogen stieß in allen Kulturen – einmal mehr, einmal weniger – auf Interesse. Durch sein überraschendes Auftreten und seine imposante Erscheinung weiß er immer wieder unzählige Schau-lustige auf schöne Weise zu faszinieren.

Wie spektakulär sich dieser atmosphärische Naturvorgang auch abspielt, so einfach ist sein Zustandekommen zu erklären. Das Phänomen des «Himmelsringes» oder des «Sonnenringes» – wie ihn die Bayern nennen – bildet sich, wenn das weiße Licht der Sonnenstrahlen an den Regentropfen gebrochen und in seine Spektralfarben zerlegt wird. Von außen nach innen sind folgende Farben zu bewundern: Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo und Violett!

Alte Mythologien erkannten in der weit ausgespannten Farbenpracht die Brücke zwischen Ober- und Unterwelt. Diesen Weg gingen die Götter. Aber auch die Seelen der Gerechten wurden von ihren Schutzengeln darüber in den Himmel geführt. Ebenso galt der Regenbogen als der Pfad des Urmenschen und des ersten Königs herab zur Erde.

Die Babylonier verehrten den Regenbogen als den Halsschmuck ihrer Göttin Ishtar, und die Griechen personifizierten ihn gar als Götterbotin Iris.

Im Märchen befindet sich an der Stelle, wo der Regenbogen die Erde berührt, eine goldene Schüssel, und Dagobert Duck gräbt dort

mit Schaufel und Pickel unermüdlich nach dem verborgenen Schatz. Auf dem Regenbogen läßt das finnische Lied schließlich ein Mädchen sitzen, das ein goldenes Gewand webt.

Etwas düsterer sah es die alte germanische Vorstellung, wonach der Regenbogen die Sichel des gewaltigen Donnergottes darstellte, die er zur Bestrafung böser unterer Gottheiten benützte, da sie den Menschen Schaden zufügen wollten.

Wie dem auch sei, für uns Menschen ist der Regenbogen stets mit guten Gefühlen verbunden!

Entmystifiziert und doch einzigartig herrlich bringt uns die Bibel diesen prachtvollen «Wink des Himmels» nahe. Nach der verheerenden Sintflut wandte sich Gott an Noah und seine Leute mit den Worten: «Ich schließe meinen Bund mit euch und euren Nachkommen und mit allen Tieren, die bei euch im Schiff waren und künftig auf der Erde leben werden. Ich verspreche euch: Ich will das Leben nicht ein zweites Mal vernichten. Die Flut soll nicht noch einmal über die Erde hereinbrechen. Diese Zusage, die ich euch und allen lebenden Wesen mache, soll für alle Zeiten gelten. Als Zeichen dafür setze ich meinen Bogen in die Wolken. Jedesmal, wenn ich Regenwolken über der Erde zusammenziehe und der Bogen in den Wolken erscheint, will ich an das Versprechen denken, das ich euch und allen lebenden Wesen gegeben habe. Wenn ich den Bogen in den Wolken sehe, soll er mich an den ewigen Bund erinnern, den ich mit euch geschlossen habe. Dieser Bogen ist das Zeichen für den Bund, den ich jetzt mit allen lebenden Wesen schließe.» (1. Mose 9, 9–17).

Der Gott Israels ist also nicht selbst im Regenbogen. Er benützt ihn auch nicht als Weg für sich oder für die Seelen der Menschen. Er führt ihn aber als *Zeichen* an für seinen Bund, seine Verbindung und Verbundenheit mit den Menschen und sämtlichen Lebewesen! Die archaische Empfindung der Brücke zwischen Himmel und Erde schwingt also immer noch mit. Dem Menschen wird allerdings die volle Freiheit belassen. Er ist zu nichts verpflichtet. Gott macht die Zusage, das Leben nicht mehr zu zerstören, und er segnet es aber-



mals, auf daß es Frucht trage. Das Angebot gilt, wie sich der Mensch auch verhält. Selbst die Tropfen des sauren Regens brechen das Licht der Sonne in die vielen wunderschönen Farben . . . Das verheißungsvolle Zeichen bleibt.

Aufmerken lassen vor allem die seltsamen Worte: «Ich setze meinen Bogen in die Wolken.» Dies hört sich an, als ob er ihn mit der Hand nähme und dahin stellte. Der ursprüngliche hebräische Sinn bezeichnet damit tatsächlich den Bogen eines Kriegers oder eines Jägers! Das erinnert an die urtümliche Vorstellung vom in die Wolken versetzten und dadurch seiner feindlichen Wirkung beraubten Bogen des Kriegsgottes oder auch des Gewittergottes. Gott will also Frieden! Er hängt seinen Bogen an den Himmel. Er macht sich waffenlos. Ambrosius nannte das Gnadenzeichen einen «Bogen ohne Geschöß».

Unübersehbar und endgültig erfahren wir diesen großen Friedenswillen Gottes bei seiner «Abrüstung» auf das nackte, wehrlose Kind in der Weihnachtsskrippe und beim ergebenen Erlösertod Jesu Christi am Karfreitag! Das Bundeszeichen des Regenbogens deutete demnach bereits jenen Gott an, der in Christus entwaffnet und entwaffnend unter uns wohnen will: «Meinen Frieden gebe ich euch.» (Johannes 14, 27)

Ob es wohl weltfremde Utopien sind, daran zu glauben, daß Gott Frieden mit uns haben will; daß wir ein ganzheitliches, seliges Leben führen dürfen; daß fruchtbares Einvernehmen zwischen Menschen, Geschöpfen und Schöpfung sein soll?

Johannes Mario Simmel verlieh einem seiner Romane den nachdenklich stimmenden Titel: «Und Jimmy ging zum Regenbogen». Wir lesen darin: «Man kann doch nicht zum Regenbogen gehen, nicht wahr? Der Regenbogen – das ist das Schöne, die Wahrheit, die Gerechtigkeit, Vernunft, Glück, Frieden überall – all das niemals zu Erreichende eben.» Wer in die Welt schaut, müßte so denken. Er müßte verzweifeln ob all des Unfriedens und des Mißtrauens, der Unbehaglichkeit unter den Nationen und Menschen. Er müßte zugrundegehen ob all des Seufzens und des Leidens, des Schmerzes in

den Familien und Beziehungen, im Hunger der Welt nach geteiltem Brot und nach Gerechtigkeit und auch im Leben der Tiere und der Pflanzen. Vergiftete Atmosphäre – das ist das Kreuz, das wir tagtäglich sehen und an dem wir teilhaben!

Wer jedoch mit den Augen des Glaubens schaut und mit dem Herzen der Hoffnung und der Liebe fühlt, der läßt sich trotz allem nicht entmutigen. Er weiß, daß Gott auch das Schlimmste noch zum Guten wenden kann, und nimmt sein Friedensangebot an. Calvin rief seinen Zeitgenossen zu: «Schaut auf den Regenbogen, sooft euch Regengüsse schrecken, er kündet euch künftigen Sonnenschein!» Dies ist nicht Zweckoptimismus, sondern christlich begründeter Glaube an die Zukunft, wie trostlos die Gegenwart auch sein mag. Das Leben, der Friede und das Glück beginnt bei dir selbst, heute. Über dich hast du die Macht, die Farben und das Leuchten des Regenbogens zu verstehen und selbst zum Zeichen Gottes zu werden. Wenn das viele tun, dann ändert sich überall eine ganze Menge!

Johannes erzählt in seiner Offenbarung (4, 3) von Christus, den er in einer Vision auf dem Himmelsthron sitzen sah: «Sein Gesicht glänzte wie die kostbaren Edelsteine Jaspis und Karneol. Über dem Thron stand ein Regenbogen, der leuchtete wie ein Smaragd.» Die smaragdgrüne Farbe der Hoffnung bestärkt uns darin, nicht nachzulassen, bis auch wir jenen Regenbogen im Himmel sehen und vor dem barmherzigen Gott Rechenschaft darüber ablegen, inwiefern wir seine Versöhnung angenommen und zur Versöhnung auf Erden beigetragen haben.

Wenn Sonne und Mond sich verfinstern

«Es gibt Dinge, die man fünfzig Jahre weiß, und im einundfünfzigsten erstaunt man über die Schwere und die Furchtbarkeit ihres Inhaltes.» – Mit diesen Worten beginnt Adalbert Stifter sein packendes Essay über die totale Sonnenfinsternis, die man in Wien am 8. Juli 1842 in den frühen Morgenstunden bei bester Witterung erleben konnte.

Eigenartigerweise nimmt unser Auge die Scheibe des Mondes und diejenige der Sonne als etwa gleich groß wahr. Haben Sie auch schon einmal darüber nachgedacht? Der Grund besteht darin: Der Durchmesser der Sonne ist zwar 400mal größer als der des Mondes; die Sonne befindet sich jedoch auch 400mal weiter weg von der Erde als der Mond! Man kann dies für einen gewaltigen Zufall halten. Ich glaube, es ist mehr. Es deutet auf etwas anderes, Größeres . . .

Wenn die jeweiligen Positionen auf den Umlaufbahnen so zusammenfallen, daß Erde, Mond und Sonne in dieser Reihenfolge auf einer Geraden zu liegen kommen, dann «frißt» der Mond bei hellem Tage der Sonne jenes Licht weg, das sie sonst zur Erde senden würde. Im günstigsten Fall schiebt sich die Mondscheibe von der Erde aus gesehen exakt auf die Scheibe der Sonne, so daß in gespenstischer Dunkelheit nur noch ihr Strahlenring, die Sonnenkorona, zu erspähen ist. Es handelt sich um ein seltenes Vorkommnis, das in unseren Breitengraden am 11. August des Jahres 1999 in Süddeutschland (Karlsruhe, Stuttgart, München) das nächste Mal beobachtet werden kann. Gemäß Computerstudien darf das Ereignis einer Sonnenfinsternis zudem unter den gegenwärtig bekannten Monden unseres Sonnensystems überhaupt für eine Ausnahme gehalten werden. Dem Betrachter geht es so nah, daß er einen unheimlichen Druck auf der Brust verspürt, weil ihn ein uraltes Gefühl den Weltuntergang befürchten läßt.

Stifter erzählt: «Der Fluß schimmerte nicht mehr, sondern war ein taftgraues Band, matte Schatten lagen umher, die Schwalben wurden unruhig, der schöne, sanfte Glanz des Himmels erlosch, als liefe er



von einem Hauche matt an, ein kühles Lüftchen hob sich und stieß gegen uns, über den Auen starrte ein unbeschreiblich seltsames, aber bleischweres Licht, über den Wäldern war mit dem Lichterspiele die Beweglichkeit verschwunden, und Ruhe lag auf ihnen, aber nicht die des Schlummers, sondern die der Ohnmacht – und immer fahler goß sich's über die Landschaft, und diese wurde immer starrer – die Schatten unserer Gestalten legten sich leer und inhaltslos gegen das Gemäuer, die Gesichter wurden aschgrau – erschütternd war dieses allmähliche Sterben mitten in der noch vor wenigen Minuten herrschenden Frische des Morgens.»

In solch schaurig-erhebender Nachtstimmung bei Tag ist Jesus am Kreuz auf Golgatha gestorben: «Als es Mittag wurde, verfinsterte sich die Sonne, und im ganzen Land war es bis drei Uhr dunkel.» (Lukas 23, 44–45) Diese wundersame Finsternis der Sonne haben wir uns als ein noch viel anhaltenderes Geschehen vorzustellen denn eine astronomische, die höchstens siebeneinhalb Minuten dauert. Die Beschreibung einer normalen Sonnenfinsternis vermag nur einen schwachen Abglanz jenes furchtbaren Erlebnisses auf Golgatha zu vermitteln. Aber einen kleinen Einblick gewährt sie doch . . .

Menschen erschrecken, Tiere zagen und fürchten sich. Wie ein Tuch legt sich die Dunkelheit über das Land. Hieronymus meinte: «Die Sonne schämt sich, den Gekreuzigten zu sehen, und der Mond seufzt nach Erlösung.» Es ist, als ob die Sonne der Gerechtigkeit verdunkelt wäre und das Volk sie nicht mehr sähe! Die alten Dichter pfl egten in ihren Tragödien solche Finsternisse darzustellen, wo eine ruchlose Freveltat begangen wurde. Am Kreuz geht diese sichtlich erfahrbare Dunkelheit nun über in jene abgrundtiefe, nur mit dem Herzen zu empfindende Schwärze, aus der wir die Worte hören: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» (Markus 15, 34) Zugleich öffnet sich jedoch mitten am Tag der klare Nachthimmel mit seinen unzähligen Sternen, zu denen die gepeinig te Seele des Erlösers auch den Ruf schickt: «Jetzt ist alles vollendet!» (Johannes 19, 30)

Der Tod Christi berührt den ganzen Kosmos. Er hat mit der weiten Welt zu tun, mit der Größe des Alls – und auch mit dir, der du dies alles ebenso in dir trägst! Du birgst die Unendlichkeit in den Pfaden deines unergründlichen Empfindens, gleich, wie in ihr die Bahnen der Sterne verlaufen. Vertraue dich dem an, der die Welt in Händen hält und auch dich, dann wird deine Seele gerettet!

Mit der Finsternis im Kreuzestod solidarisiert sich Gott mit all denen, für welche die Sonne auch ihren Schein verloren hat; mit denen, die auf der Schattenseite des Lebens auskommen müssen; denen Unrecht geschieht; die in Trauer und Schmerz gefallen sind. Diesen weiß er sich besonders nah, auch wenn sie es nicht spüren; diese versteht er ganz besonders gut, auch wenn es ihnen im Moment nichts zu nützen scheint. Er wird ihnen eine Herrlichkeit bringen, im Vergleich zu der die jetzigen Leiden gering sind. Bis dahin aber gehört es zu den Aufgaben derjenigen, welche die Sonne der Gerechtigkeit kennen, nach Kräften und Möglichkeiten zu helfen. Keiner lebt bloß für sich selber. Wir sind stets mit hineinverwoben in die Not oder in das Glück der anderen. Darin segensreich zu wirken, das ist der Sinn des Lebens.

Die geschilderten Begleitumstände der Kreuzigung Jesu deuten bereits die Zeichen der Endzeit an, die manche Propheten vorausgesagt haben und von denen auch das Neue Testament weiß. Der Seher Johannes berichtet in seinem Buch der Offenbarung (6, 12–17): «Ich sah, wie das Lamm das sechste Siegel aufbrach. Da gab es ein gewaltiges Erdbeben. Die Sonne wurde so dunkel wie ein Trauerkleid, und der Mond verfärbte sich blutrot. Wie unreife Feigen, die ein starker Wind vom Baum schüttelt, fielen die Sterne vom Himmel auf die Erde. Der Himmel verschwand wie eine Buchrolle, die man zusammenrollt. Weder Berg noch Insel blieben an ihren Plätzen. Alle Menschen versteckten sich in Höhlen und zwischen den Felsen der Berge: die Könige und Herrscher, die Heerführer, die Reichen und Mächtigen und alle Sklaven und Freien. Sie riefen den Bergen und Felsen zu: «Fallt auf uns, und verbergt uns vor dem Zorn des Lammes

und vor dem Blick dessen, der auf dem Thron sitzt! Der Tag, an dem sie abrechnen, ist gekommen. Wer kann da bestehen?»

Am Schluß gerät alles, was man immer für fest gehalten hat, ins Wanken: Die Erde bebt; die Sonne zieht ein Trauerkleid an; der Mond nimmt eine blutrote Farbe an; die Sterne fallen vom Himmel gegen die Erde.

Obschon auch hier keine astronomische Mondfinsternis gemeint sein kann – die gleichzeitig mit der Sonnenfinsternis gar nicht möglich wäre –, verwendet die Bibel deren Erscheinungsbild, um sie trefflich darzustellen: Wenn die Erde sich genau zwischen Sonne und Mond schiebt, verschwindet letzterer zwar im Erdschatten, aber nicht gänzlich. Die Erdatmosphäre leuchtet den Mond nämlich mit ihrer Linsenzwirkung noch an, und man sieht ein schönes, kupferrotes Licht auf der Mondscheibe. Wir konnten dies am 28. Oktober 1985 beobachten.

Wenn von einer Verdunkelung der Sonne in den Tagen der Endzeit die Rede ist, so darf darauf hingewiesen werden, daß auch der expressionistische Dichter Georg Trakl von «schwarzen Sonnen» erzählt, wie übrigens auch der russische Dichter Ossip Mandelstam, ein Neoklassizist, den man in Europa gerade erst richtig wiederzuentdecken beginnt. Dieses starke Bild wird für die Lichtferne und die Gottesabwesenheit in unserer Zeit benützt . . .

Wie Johannes beschreibt, schützen in der Endzeit auch die Höhlen und die Felsen der Berge uns nicht mehr – keiner kann ausweichen. Vom Reichen und Mächtigen bis zum Armen und Ohnmächtigen sind alle betroffen. Das Kapitel schließt mit der banger Frage: «Wer kann da bestehen?» – Wohl keiner ohne die Gnade des Herrn! Dennoch gibt die Apostelgeschichte (2, 20–21) einen wichtigen Hinweis, den sie vom Propheten Joel erhalten hat: «Die Sonne verfinstert sich, und der Mond wird blutrot. So kündigt sich der große, strahlende Tag des Herrn an. Wer sich dann zum Herrn bekennt und seinen Namen anruft, wird gerettet.»

Im Kirchenlied (260, 5) singen wir jeweils die vielbedeutende Strophe, die einst Cyriacus Günther (1650 bis 1704) verfaßt hat:

*Halt im Gedächtnis Jesus Christ,
der einst wird wiederkommen
und sich, was tot und lebend ist,
zu richten vorgenommen.
O sorge, daß du da bestehst
und mit ihm in sein Reich eingehst,
ihm ewiglich zu danken.*

Deshalb bemühen wir uns beizeiten, Christus, den Heiland unseres Lebens, zu kennen und uns herzlich zu ihm zu bekennen. So wappnen wir uns für die Stürme des Lebens mit all ihren schweren Prüfungen und für jenen Moment, da unsere Zeit abläuft und die Ewigkeit sich öffnet!

Stern unterscheidet sich von Stern durch den Glanz

Totensonntag

Wenn wir heute den Sonntag begehen, da wir besonders der lieben Verstorbenen gedenken, dann mögen uns die Fragen bedrängen: Was ist mit den Toten? Leben sie – und in welcher Weise? Wie können wir uns das vorstellen? Leben die Toten nur in unseren Herzen fort, oder leben sie auch unabhängig von uns weiter? Gibt es ein Leben außerhalb der Erde in einer neuen, ganz anderen Welt? Oder sollen wir nur glauben, was wir sehen? Ist nach dem Tod alles aus, so daß es eigentlich gar kein «Nach-dem-Tod» gibt, sondern nur einen «Tod»? Ja, was wird aus uns, wenn wir sterben, und wird dann überhaupt noch etwas aus uns?!

Diese bangen Fragen, über die heute vielerorts – auch in der Kirche! – große Unklarheit herrscht, bewegen nicht erst uns Zeitgenossen. Sie beschäftigten schon die frühen Christen in Korinth. Nicht umsonst hat ihnen der Apostel Paulus darüber ausführlich geschrieben, wie wir es seinem ersten Korintherbrief (15, 35–49) entnehmen:

«Aber vielleicht fragt einer: <Wie soll denn das zugehen, wenn die Toten auferstehen? Was für einen Körper werden sie dann haben?»

Wie kannst du nur so fragen! Wenn du einen Samen ausgesät hast, muß er zuerst sterben, damit die Pflanze leben kann. Du säst nicht die ausgewachsene Pflanze, sondern nur den Samen, ein Weizenkorn oder irgendein anderes Korn. Gott aber gibt jedem Samen den Pflanzenkörper, den er für ihn bestimmt hat. Jede Samenart erhält ihre besondere Gestalt. Auch die Lebewesen haben ja nicht alle ein und dieselbe Gestalt. Menschen haben eine andere Gestalt als Tiere, Vögel eine andere als Fische.

Außer den Körpern auf der Erde aber gibt es auch noch solche am Himmel. Die Himmelskörper haben eine andere Schönheit als die Körper auf der Erde, und auch unter ihnen gibt es Unterschiede: Die

Sonne leuchtet anders als der Mond, der Mond anders als die Sterne, und auch die einzelnen Sterne unterscheiden sich voneinander.

So könnt ihr euch auch ein Bild von der Auferstehung der Toten machen. Was in die Erde gelegt wird, ist vergänglich; aber was zum neuen Leben erweckt wird, ist unvergänglich. Was in die Erde gelegt wird, ist schwach und häßlich; aber was zum neuen Leben erweckt wird, ist stark und schön. Was in die Erde gelegt wird, war von natürlichem Leben beseelt; aber was zu neuem Leben erwacht, wird ganz von Gottes Geist beseelt sein. Wenn es einen natürlichen Körper gibt, muß es auch einen vom Geist beseelten Körper geben. Es heißt ja: «Adam, der erste Mensch, wurde von natürlichem Leben beseelt.» Christus dagegen, mit dem Gottes neue Welt beginnt, wurde zum Geist, der lebendig macht. Aber zuerst kommt die Natur, dann der Geist, nicht umgekehrt. Der erste Adam wurde aus Erde gemacht. Der zweite Adam, Christus, kam vom Himmel. Die irdischen Menschen sind wie der irdische Adam, die himmlischen Menschen wie der himmlische Adam. Jetzt gleichen wir dem Menschen, der aus Erde gemacht wurde. Später werden wir dem gleichen, der vom Himmel gekommen ist.»

Paulus wagte es, von der Art und Weise der Auferstehung zu reden – und das *ist* ein Wagnis! Ein doppeltes sogar: der Glaube an die Auferstehung und die Vorstellungskraft dazu. Beides übersteigt eigentlich das Vermögen unseres Denkens. Trotzdem machte sich der Apostel an dieses schwierige Unterfangen heran, um die Korinther – und letztlich auch uns – nicht mit den quälenden Fragen allein zu lassen.

Den Mut und die Gewißheit bezüglich der Auferstehung schöpfte Paulus aus Christus, dem Auferstandenen, und die Bilder zur Verdeutlichung fand er im Schöpfungswerk Gottes. Es ist ja ein und derselbe Gott, der die Welt geschaffen hat und der seine Geschöpfe auch danach in seinen Händen hält! So können seine Werke in dieser Welt oft schon geheimnisvoll auf das Leben in jener anderen Welt hinweisen . . .

Deshalb schaute Paulus auf die wundersame Verwandlung des gesäten Samens zur heranwachsenden Pflanze, und er erkannte darin ein Vor-Bild – ein vorläufiges Bild! – für das Sterben des irdischen und das Werden des himmlischen Menschen. Er schaute auf die Verschiedenartigkeit der Erd- und der Himmelskörper, und er folgerte daraus auf die unendliche Fülle der Daseinsweisen, über welche Gott gebietet: «Die Himmelskörper haben eine andere Schönheit als die Körper auf der Erde, und auch unter ihnen gibt es Unterschiede: Die Sonne leuchtet anders als der Mond, der Mond anders als die Sterne, und auch die einzelnen Sterne unterscheiden sich voneinander.»

Und wie sie sich unterscheiden! Was wir mit bloßem Auge sehen, ist noch gar nichts gegen die farbige Pracht, die das Fernrohr eröffnet! Ich denke an den roten Riesen Beteigeuze, ein Stern an der rechten Schulter des Orions, mit seinem Durchmesser von 560 Millionen Kilometern, oder an den weißen Zwergbegleiter des blauen Sirius im Sternbild des Großen Hundes mit einer 3 000 mal stärkeren Dichte als irgend etwas auf der Erde. Ein Klumpen von den Ausmaßen einer Streichholzschachtel dieses weißen Zwerges würde bei uns mehrere Tonnen wiegen! Ich denke an den Sternhaufen des rötlichen Rosettennebels und des bläulichen Ringnebels in unserer Milchstraße; aber auch an die anderen Galaxien mit ihren Ellipsen- und Spiralformen. Dem beschämt ergriffenen Beobachter erschließt sich eine unendliche Vielfalt der Formen und Farben, die allen Kleinglauben und jeden Hochmut im Nu verfliegen läßt!

Paulus zog die Lehre, daß Gott jedem Lebewesen jenes Kleid und jene innere Gestalt verleihen kann, die er sich ausgedacht hat. Wer gut hinhört, der merkt, daß der Apostel nicht einfach nur für eine Unsterblichkeit der Seele plädierte. Vielmehr setzte er die Erlösung des *ganzen* Menschen, den Gott kennt, voraus. Er war sich wegen des Todes und der Auferstehung Jesu Christi dessen sicher, daß Gott uns nach dem Tod völlig neu schaffen und unser Leben bei sich verewigen und vollenden wird. Dieses Leben wird ganz von Gottes Geist beseelt

und körperhaft sein. Es wird nicht mehr schwach und häßlich, nicht mehr vergänglich, sondern stark und schön, unvergänglich sein – einfach ganz anders. Anders, als wir es uns jemals denken können.

Vielleicht kennst du die Anekdote, die man sich von drei Kirchenmännern erzählt. Sie waren sich der Auferstehung gewiß und trafen die Abmachung, daß, sobald der erste von ihnen stürbe, dieser seine Erfahrung den Hinterbliebenen mitteilen würde. Der Tag kam, da der erste von den dreien entschlief. Gespannt harrten die zwei noch Lebenden auf eine Nachricht, die ihnen nach drei Tagen auch wirklich auf irgendeine Weise zukam. Alles, was der Dahingeschiedene seinen Freunden jedoch mitteilen konnte, waren die beiden lateinischen Worte: «totaliter aliter», was übersetzt heißt: «Total anders»!

Vermutlich hält sich diese Legende so hartnäckig, weil sie etwas Wahres an sich hat! Ja, warum sollte der große Schöpfergeist dieser unfafßbar klug eingerichteten Welt nicht imstande sein, für uns noch eine ganz andere, zweite Welt bereitzuhalten? Hand aufs Herz: Wer von uns hätte sich das Weltall mit seinen Gestirnen und deren Bahnen ausdenken wollen? Und wer von uns wollte sich als der Erfinder auch nur *einer* Blume oder *eines* Lebewesens dieser Erde wännen? Unbestreitbar ist, daß wir in einer oft bezaubernden, oft bedrückenden Umgebung leben, und wir tun es nicht aus uns selbst, wie es eine treffliche Liedstrophe (27, 2) bekundet:

*Erkennt, daß Gott ist unser Herr,
der uns erschaffen ihm zur Ehr,
und nicht wir selbst;
durch Gottes Gnad
ein jeder Mensch sein Leben hat.*

Dieser Gott wird – gerade da, wo wir meinen, von ihm verlassen zu sein – gewaltig eingreifen. Das zeigen uns die Geschehnisse rund um Kreuzigung und Auferstehung Jesu Christi. Vielleicht hat unser Gefühl der Ohnmacht, das wir hie und da empfinden, damit zu tun,

daß Gott seine Macht an uns entfalten kann. Wo immer und wann auch immer wir jedoch diese Angst überwinden, tritt an ihre Stelle ein Vertrauen, das uns nicht enttäuschen wird. Mit Christus werden wir sterben, mit ihm aber auch in der neuen Welt Gottes leben!

Den Weg des Menschen von der Geburt bis zum Tod machte Justinus Kerner zum Thema eines Gedichtes, das vielen Leuten lieb geworden ist:

*Sobald ich auf die Welt gekommen,
Woher – das ist mir nicht bewußt,
Hat eine Mutter mich genommen
Voll Liebe an die warme Brust.
Ein Bettlein war für meine Glieder
Schon längst bereitet, eh' ich kam;
Ein Vater bog sich zu mir nieder,
Der fröhlich auf den Arm mich nahm.
Bald trug man mich auf blum'ge Trifte,
Da goß der Sonne Zauberschein,
Der Blütenduft, der Hauch der Lüfte,
Kraft der Natur in mich hinein.
Lang hat die Liebe mich getragen
Auf dieser Welt durch Licht und Nacht,
Mein altes Herz hört auf zu schlagen,
Und nun, wohin werd' ich gebracht? –
Die Liebe, die für mich so gerne
Vorausgesorgt in dieser Welt,
Hat wohl auch schon im andern Sterne
Ein Vaterhaus für mich bestellt.*

Die Zeit ist erfüllt – erfüllte Zeit?

1. Advent

In der Barabasteppe Westsibiriens nisten zur Sommerszeit Wildgänse, die jeden Herbst ein geradezu irrsinniges Verhalten an den Tag legen. Wie alle Zugvögel werden sie mit dem früheren Eindunkeln von zunehmender Unruhe gepackt. Und mit einemmal bricht der Stamm auf und strebt seinem Winterquartier zu, das 3 500 Kilometer entfernt, südlich des Ganges, liegt. Merkwürdigerweise fliegen nun aber jene Wildgänse nicht – sie bewältigen die ersten 160 Kilometer ihres langen Weges zu Fuß! Man muß sich das einmal vorstellen: Eine riesige Kolonne von Gänsen, hunderttausend Tiere oder mehr, quält sich mühsam durch die Steppe dem wärmeren Süden zu.

Die ungewohnte Fortbewegungsart macht den Vögeln grausam zu schaffen, und sie werden zur leichten Beute für Raubtiere, welche auf Nahrung lauern. Zum Haufen zusammengeschmolzen, erreichen die Gänse nach etwa zehn Tagen ein herrliches Seengebiet, wo sich die völlig entkräfteten Tiere rasch erholen. Bald setzen sie ihre Reise fort – jetzt aber fliegen sie! Mit relativer Leichtigkeit meistern sie die unvergleichlich ausgedehntere restliche Strecke von 3 340 Kilometern. Behende setzen sie sich über ganz China und die Höhen des Himalaya hinweg.

Nun wirst du dich fragen, wie man das sonderliche Gebaren jener Wildgänse erklären kann? Diese Tiere tragen – wie alle Lebewesen – eine «innere Uhr» in sich, die sich nach der Tageslänge richtet. Sobald die Tage spürbar kürzer werden, drängt es sie zum Aufbruch. Das ist eine weise Einrichtung, denn wehe der Schwalbe, die sich durch einen außerordentlich freundlichen Herbst dazu verleiten ließe, die Zeit im Sommerrevier noch etwas auszukosten! Der Winterort ruft, und sie wird ihn mit ihren feinen Orientierungsmechanismen, die sich nach Sonne, Sternen und Magnetfeldern richten, finden.

Mit unseren geplagten Wildgänsen aber muß etwas geschehen sein. Sie pflegten früher ihre traditionellen Nistplätze höher im Norden zu

beziehen, wo es im August tagsüber noch länger hell bleibt. Am Nordpol herrscht zu dieser Zeit «ewiger» Tag. Wegen noch nicht ganz abgeklärter veränderter Umweltbedingungen, vielleicht als Folge industrieller Erschließungen oder Klimaschwankungen, verlegten sie ihr angestammtes sommerliches Zuhause um einige hundert Kilometer nach Süden, wo es dann früher einnachtet. Ihre innere Uhr reagiert darauf und erteilt den Aufbruchbefehl, bevor die Tiere fertig gemausert haben! Darum marschieren sie die erste Strecke, bis die Mauser vorbei ist und die Flügel zum Flug tüchtig sind. Könnten sie das frühere Eindunkeln etwas länger aushalten, würde sich viel Leid erübrigen, aber ihre innere Uhr verbietet es ihnen. Vermutlich überlebt der unglückliche Gänsestamm die Folgen dieses unfreiwillig unternommenen Ortswechsels nicht allzulange . . .

Warum erzähle ich dir von den Wildgänsen Rußlands? Weil jedes Lebewesen über eine sogenannte «innere Uhr» verfügt. Auch die Pflanzen öffnen und schließen ihre Blüten nicht nur nach der Intensität der Sonneneinstrahlung, sondern sie gehen ebenso exakt nach der Tageslänge der betreffenden Jahreszeit. Und jede Blume kennt, je nachdem ob es eine späte oder eine frühe ist, ihren eigenen Rhythmus. Auch der Mensch schaut nicht nur nach dem Auf- und dem Niedergang der Sonne, sondern ist in noch viel tieferer Weise in den Wechsel von Tag und Nacht hineinverflochten. Nicht umsonst gilt der Schlaf vor Mitternacht als der gesündeste – da muß auch ich mich bei der Nase nehmen! –, und wohl nicht zufällig wurden elektrisches Licht und Schlaftabletten gleichzeitig erfunden. Es mutet angesichts solcher Erkenntnisse barbarisch an, in der «Sommerzeit» die Uhren zu verstellen und nicht nach dem Stand der Sonne zu richten!

Alles, was lebt, ist hineinverwoben in die Bewegungen der Erde unter dem Glanz von Sonne, Mond und Sternen. Es gibt kein Entrinnen. Alles, was lebt, ist und bleibt zeitlich!

Wenn der Mensch mit einer inneren Uhr ausgerüstet ist, dann muß sie auch irgendwo sitzen. Man vermutete sie im Zellkern. Nun haben Molekularbiologen herausgefunden, daß dort auch die Lebenszeit des

Menschen einprogrammiert ist. Durch extrakorporale genetische Manipulationen an Samen und Ei wird man in absehbarer Zukunft imstande sein, die Lebenszeit für ein Neugeborenes auf tausend Jahre oder mehr zu verlängern. Sobald man um die Bedingungen weiß, welche die Lebenszeit eines Geschöpfes ausmachen, und die biochemischen Prozesse zur Beeinflussung derselben kennt, wird dies möglich sein. Versuche an Tieren in dieser Richtung laufen bereits. Bis jetzt hat die Menschheit immer auch ausgeführt, was sie zustandebringen konnte. Angesichts dieser neuen Perspektiven beruhigt mich das nicht, vielmehr beunruhigt mich das ungemein!

Ein tausendjähriges Leben für unsere im Reagenzglas gezüchteten Urenkel – eine Art menschlicher «Sieg» über den Tod? Nein, das darf nicht sein! Was wäre mit der Seele eines solchen Menschen – würde sie auch mitmachen? Außerdem stellt sich die Sinnfrage. Was würde gewonnen?

Bleiben wir lieber bei den siebzig oder achtzig Jahren, von denen der Psalm 90 redet. Er sagt ausdrücklich: «Laß uns erkennen, Herr, wie kurz unser Leben ist, damit wir zur Einsicht kommen.» Diese Einsicht geht heute vielen ab, darum soll immer alles noch weiter gehen, immer noch mehr und noch mehr . . .

Auch wenn wir bei der «bescheidenen» Lebenszeit von durchschnittlich 75 Jahren bleiben, die zweifellos etwas Heilsames an sich hat, stellt sich die Frage nach dem Sinn. Vielleicht ist die Zeit sogar dazu da, daß wir sie stellen. Was überhaupt ist die Zeit? So fragte schon Augustinus. Und er führte seine Gedanken fort: «Wenn niemand mich danach fragt, dann weiß ich es. Wenn ich es aber einem Fragenden erklären soll, so kann ich es nicht sagen.» Die neuere Philosophie meint, sie sei eine *Voraussetzung* jeder Erfahrung. Die Psychologen reden von der «gelebten» Zeit, die uns erfüllt oder leer anmutet. Wir brauchen ja auch die Redewendung von der «toten» Zeit, die ungenützt verstreicht, was nichts anderes heißt, als daß wir selbst in dieser Zeit am liebsten «tot» wären. Zum Beispiel, wenn wir etwas besonders stark herbeisehnen und ungeduldig darauf warten.

Wir feiern heute den ersten Advent. Mit ihm bricht eine ganz besondere Zeit im Jahr an! Das Kirchenjahr beginnt mit dem ersten Advent. Die Reihe der christlichen Feiertage nimmt ihren Anfang: Weihnachten, Palmsonntag, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten. Der Advent an sich stellt noch kein Fest dar, er weist erst auf die großen Feste hin, besonders auf die Erinnerung an die Geburt unseres Erlösers an Weihnachten. Er ist die klassische Wartezeit – darf er Vorbereitungszeit sein, oder bleibt er tote Zeit? Wird der Advent zur gelebten, erfüllten Zeit, oder verstreicht er unnütz, leer, sinnlos?

Die Adventszeit umfaßt das ganze Erwarten und alle Hoffnungen der alttestamentlichen Propheten. Sie ist der gebündelte Ausdruck auch unserer Sehnsüchte, Hoffnungen und unseres tiefen Verlangens nach Glück und Frieden. Die menschlichen Bedürfnisse – wie Hunger und Durst – sind dazu da, um auf direkte Art gestillt zu werden. So auch der unendliche Wunsch nach innerer Erfüllung. Wo wird er gestillt?

Die Adventszeit zeigt auf Christus, der sein Wirken nach dem Bericht des Markus-Evangeliums (1, 15) mit den Worten anhub: «Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist genaht; tut Buße und glaubt an das Evangelium!» Oder, wie die Bibel in heutigem Deutsch sagt: «Es ist soweit: Jetzt will Gott seine Herrschaft aufrichten und sein Werk vollenden. Ändert euer Leben, und glaubt diese gute Nachricht!» Die Zeit ist erfüllt – es ist soweit!

Da ist nochmals von einer anderen Zeit die Rede, nicht von der physikalischen, der philosophischen oder der psychologischen – obschon es jene auch betrifft! –, nicht von der biologischen Uhr – obschon es diese auch angeht! –, sondern von der «christologischen Uhr», von der Zeit Christi, der Zeit Gottes mit uns Menschen, die nun voll da ist!

Gönne dir diese Zeit, laß sie nicht spurlos an dir vorbeiziehen, nimm an ihr teil, nimm Anteil an ihr! Lange wurde sie gespannt erwartet. Ein Weihnachtslied (126, 2) besingt diese Erwartung:

*Die Völker haben dein geharrt,
bis daß die Zeit erfüllet ward;
da sandte Gott von seinem Thron
das Heil der Welt, dich, seinen Sohn.*

Jetzt ist sie da! Jetzt hast du die Chance, dein Leben neu in die Hände zu nehmen, deine innere Uhr auf die Uhr Gottes einzustellen, damit einst deine Zeit in das Meer der Ewigkeit einmündet, wo endgültig alle Wünsche ihre unaussprechliche Erfüllung finden. – Noch eine Liedstrophe (48, 1), die Paul Gerhardt im 17. Jahrhundert niedergeschrieben hat und darin unverwüstlich klar zu uns spricht:

*Sollt ich meinem Gott nicht singen?
Sollt ich ihm nicht dankbar sein?
Denn ich seh in allen Dingen,
wie so gut er's mit mir meint.
Ist doch nichts als lauter Lieben,
das sein treues Herz bewegt,
das ohn Ende hebt und trägt,
die in seinem Dienst sich üben.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.*

Die erfüllte Zeit, die Zeit mit Gott, führt mich durch Christus hin zu mir selbst und zum Mitmenschen. Sie ist voll heilsamen Erlebens, voller stiller Minuten des Gebetes – auch etwas, das es neu zu entdecken gilt! – und der Besinnung, der Selbstbesinnung; sie ist voller guter Begegnungen, bei denen ich nicht aus Sorge um mich und um meine Zeit in mir selbst verstrickt, sondern offen bin für den Nächsten, mit dem ich mich in die Liebe Gottes, welche die Toten und die Lebendigen vereinigt, mit hineingenommen weiß.

Tolstoi berichtet von einem König, der von einem Einsiedler wissen wollte, welches die wichtigste Zeit, der wichtigste Mensch

und die wichtigste Tat sei? Der zu Rate Gezogene ließ den Fragenden warten, bis dieser einen dahergelaufenen Verwundeten pflegen mußte. Als der König danach seine Frage abermals vortrug, meinte der Einsiedler, er habe doch die Antwort schon erhalten! Auf das ungläubige Staunen des ersteren hin präziserte er: «Die wichtigste Zeit ist nur eine: der Augenblick. Nur über ihn haben wir Gewalt. Der unentbehrlichste Mensch ist der, mit dem uns der Augenblick zusammenführt; denn niemand kann wissen, ob er noch je mit einem andern zu tun haben wird. Das wichtigste Werk ist, ihm Gutes zu erweisen – denn nur dazu ward der Mensch ins Leben gesandt.»

Ich wünsche uns eine erfüllte Zeit, damit wir uns nicht totlaufen müssen wie jene Wildgänse in der Barabasteppe Westsibiriens, sondern leben dürfen, auf daß Segen über Menschen und Tieren liege!



Der Herr wird dein Licht sein

2. Advent

Die Sonne hat etwas Soziales an sich: Sie scheint jedem gleich hell. Ob Geschäftsmann oder Arbeiter, Verkäuferin oder Direktorengattin, Lehrer oder Schüler, Lehrling oder Meister – unser Stern schickt allen seine Strahlen.

Zudem kann man die Sonne als ein leuchtendes Zeichen göttlicher Güte ansehen: Sie scheint jedem Menschen bis zum Schluß, wie er auch handelt. «Er läßt die Sonne scheinen auf böse wie auf gute Menschen.» (Matthäus 5, 45) In seiner berühmten Ode «Das Göttliche» knüpfte Goethe an dieses Jesuswort aus der Bergpredigt an:

*Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.*

*Heil den unbekanntem
Höhem Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch;
Sein Beispiel lehr uns
Jene glauben.*

*Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.*

Durch solche Schönheiten der Natur möchte Gott des Menschen Herz für die Ewigkeit gewinnen! Also scheint die Sonne jedem; wer er auch ist und was er auch tut. Ist das wirklich so, oder gilt dies nur für die Sonne am Himmelszelt? Gibt es nicht auch noch eine «innere Sonne», die der eine über dem Horizont seiner Seele aufgehen spürt und die der andere schmerzvoll vermißt?! Wo bleibt da die Gnade Gottes, seine Barmherzigkeit und Gerechtigkeit?

Wir feiern heute den zweiten Advent in einer sonnenarmen Zeit. Mit jedem Tag nimmt das Licht ab. Und am 10. Dezember jährt sich die «Allgemeine Erklärung der Menschenrechte» zum 37. Mal. Man möchte meinen, dies sei ein Grund zur Freude über das Erreichte. Statt dessen bitten uns die Präsidenten des Vorstandes des Evangelischen Kirchenbundes und der Schweizer Bischofskonferenz sowie der Bischof der christkatholischen Kirche der Schweiz, im Gottesdienst der zahlreichen Folteropfer in der Türkei, Sri Lanka, der Tschechoslowakei, Zaire, Chile und Rumänien zu gedenken.

Wir mögen uns fragen: Was gehen jene uns an? Sie fliehen zu uns! Aus den erwähnten Nationen stammen gegenwärtig die meisten Asylbewerber. Sie hoffen auf uns! Stellvertretend für Tausende von Verfolgten und Gepeinigten sei der Fall von Emil Mocanu in Rumänien angeführt, den uns «Amnesty International» schildert:

«Emil Mocanu, ein 29-jähriger Baptist aus Bacau und Vater eines ein- und einhalbjährigen Kindes, wurde am 6. September 1984 unter dem Verdacht verhaftet, seinem Bruder bei der Flucht aus Rumänien behilflich gewesen zu sein. Bei der Hausdurchsuchung fand die Geheimpolizei eine Anzahl religiöser Bücher. In der Folge wurde Mocanu schwer gefoltert, um herauszubekommen, woher er diese Bücher erhalten hat. Am 11. Dezember 1984 wurde Emil Mocanu wegen Beihilfe zur Flucht seines Bruders zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Er befindet sich zurzeit im Gefängnis von Bacau. Sein Gesundheitszustand soll sehr schlecht sein.»

Wir mögen uns fragen: Was soll das gerade im Advent? Hätten wir nicht das Anrecht auf etwas Erbaulicheres und Besinnlicheres? Muß

neben unseren Sorgen auch noch die Rede von den viel größeren Nöten anderer sein? – Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht: Wir gehören zum Leben in einer Welt, in der an vielen Orten Menschen und Menschenrechte mit den Füßen getreten werden – auch in der Adventszeit! Und wir gehören zu einer Welt, in der überall ständig für die Menschenwürde gekämpft werden muß – auch bei uns! Das Dunkel bedroht uns alle, so wie das All dauernd von einer geheimnisvollen Finsternis umfungen ist. Niemand weiß, woher bei den unzähligen, riesigen Lichtquellen diese wahnsinnige Dunkelheit herrührt, die uns stets umgibt!

Das Sonderbare aber ist, daß die adventliche Hoffnung just aus einer hoffnungslosen Zeit niedrigster Demütigungen erwuchs. Nirgends finden wir ausdrucksstärkere Lichtverheißungen als bei den Propheten, die zum hart geknechteten Gottesvolk unter der Fremdherrschaft sprachen. So Jesaja (30, 25–26):

«Am Tag der großen Abrechnung, wenn die feindlichen Türme stürzen, werden auf allen Bergen und Hügeln Bäche voller Wasser fließen. Dann wird der Mond so hell sein wie die Sonne, und die Sonne wird siebenmal so hell scheinen wie das Licht einer ganzen Woche an einem einzigen Tag. An diesem Tag wird der Herr die Wunden, die er seinem Volk geschlagen hat, verbinden und heilen.»

Der Seher berichtet angesichts schrecklichster Ereignisse von einer Herrlichkeit, die er nur im bildhaften Gleichnis beschreiben kann. Eine derart kräftige Sonne wäre auf Erden ja gar nicht auszuhalten! So hell aber wird das Licht Gottes in seiner neuen Welt für die Geschundenen sein. Calvin, den ich immer wieder mit Gewinn lese, erklärte seinen Zeitgenossen: «Dem Propheten ist's noch nicht genug, einen bloß durchschnittlichen Glücksstand zu beschreiben; er will noch etwas ganz Außerordentliches hinzutun. Denn, so sagt er, der Herr wird bei solcher Gnadenerweisung und Spendefreudigkeit über die Naturordnung hinausgehen.» – Ja, Jesaja spricht vom siebenfältigen Licht der Sonne; sieben ist die Zahl Gottes.

Noch zwei besonders schöne Licht-Stellen des nämlichen Prophe-

ten (Jesaja 60, 1–3 und 60, 19–20), in deren zweiter Passage Sonne und Mond gar überflüssig werden, weil Gott viel heller scheint:

«Der Herr sagt: Steh auf, Jerusalem, laß dein Gesicht vor Freude strahlen! Denn ich komme, ich bin dein Licht; meine Herrlichkeit leuchtet über dir auf wie die Sonne. Auf der ganzen Erde liegt Finsternis, die Völker tappeln im Dunkel; doch über dir strahlt mein Licht auf, der Glanz meiner Gegenwart leuchtet dir. Alle Völker werden von dem Licht angezogen, das sich über dich ergießt, und ihre Könige wollen den Glanz sehen, in dem du strahlst. – In Zukunft brauchst du nicht mehr die Sonne als Licht für den Tag noch den Mond für die Nacht; denn ich, der Herr, dein Gott, werde für immer dein Licht sein und dir mit meinem herrlichen Glanz leuchten. Darum wird dein Licht niemals untergehen wie die Sonne oder abnehmen wie der Mond. Ich leuchte dir in alle Ewigkeit, und deine Trauer wird für immer ein Ende haben.»

All dies wäre leeres Gerede, wenn es nicht wirklich der Erfahrung entspräche, daß im dunkelsten Moment durch Gott das entscheidende Licht aufgeht! Leeres Gerede auch, wenn dies nicht durch Kreuzigung und Auferstehung Jesu Christi bestätigt würde, der ja selbst am Kreuz auf Golgatha das schwärzeste Dunkel aller Zeiten durchmachte und zum Licht für die Völker wurde.

Ich denke an die Gequälten in Sri Lanka und in der Türkei, in Afghanistan und Chile, in Zaire und wo auch immer. Ich denke an die Diskriminierten in Südafrika und an die Ausgebeuteten in den Ländern der Dritten Welt. – Was heißt das für sie? Ehrlich gesagt, kann ich es mir nicht so recht ausdenken. Eines aber weiß ich: Wenn wir uns brüderlich und schwesterlich für sie einsetzen, Appelle unterschreiben, vom Überfluß hergeben und Asyl gewähren, wenn wir ihre Not zu der unsrigen machen, dann werden wir als Christen zu einem Zeichen ihrer Hoffnung auf Christus! In der größten Dunkelheit fällt das kleinste Licht am meisten auf. Es ist wichtig!

In diesen Wochen nimmt das Licht auf dem Adventskranz zu. Es steht für das zunehmende Licht Gottes, das sich einst zum siebenfäl-

tigen Sonnenlicht weitet. Es steht für jenen Tag, da wir weder Sonne noch Mond mehr brauchen, weil Gott das immense Licht der Menschen guten Willens sein wird.

Diese wunderbare Sicht des Propheten nahm Johannes in den letzten Kapiteln seiner Offenbarung (21, 23–27 und 22, 3–5) auf und entfaltete sie zur Schilderung der neuen Stadt Jerusalem in der Welt Gottes, die wir mit der Sehnsucht des Herzens erwarten:

«Die Stadt braucht weder Sonne noch Mond, damit es hell in ihr wird. Die Herrlichkeit Gottes leuchtet in ihr, und das Lamm, Christus, ist ihre Sonne. In dem Licht, das von der Stadt ausgeht, werden die Völker leben. Die Könige der Erde werden ihren Reichtum in die Stadt tragen. Ihre Tore werden den ganzen Tag offenstehen, mehr noch: Sie werden nie geschlossen, weil es dort keine Nacht gibt. Pracht und Reichtum der Völker werden in diese Stadt gebracht. Aber nichts Unwürdiges wird Einlaß finden. Wer Schandtaten verübt und lügt, kann die Stadt nicht betreten. Nur wer im Lebensbuch des Lammes aufgeschrieben ist, wird in die Stadt eingelassen. – Der Thron Gottes und des Lammes wird in der Stadt stehen. Alle, die dort sind, werden Gott dienen, sie werden ihn sehen, und sein Name wird auf ihrer Stirn stehen. Es wird keine Nacht mehr geben, und sie brauchen weder Lampen- noch Sonnenlicht. Gott der Herr wird ihr Licht sein, und sie werden für immer und ewig als Könige herrschen.» Eine phantastische Vision: Die Tore der befestigten Stadt dürfen jederzeit offenstehen. Statt mit Truppen und Waffen einzuziehen, bringen die Könige ihre Schätze, wie es die Legende um die Geburt von Jesus Christus erzählt! Ein Bild des Friedens. Die Gläubigen selbst dürfen Könige sein . . .

Ob es uns jetzt bereits gelingt, die Tore der Stadt und die Grenzen des Staates offenzuhalten und das Geld zusammenzutragen (statt aufzuhäufen und für eine vermeintliche Sicherheit auszugeben), damit das Reich Gottes ein ganz klein wenig auf dieser Erde schon anbrechen darf? Das wäre dem Herrn den Weg geebnet, das wäre: Advent!

Der Stern von Bethlehem

Weihnachten

«Jesus wurde in der Stadt Bethlehem in Judäa geboren, als König Herodes in Jerusalem regierte. Bald nach seiner Geburt kamen Sterndeuter aus dem Osten nach Jerusalem und fragten: «Wo finden wir das neugeborene Kind, den kommenden König der Juden? Wir haben seinen Stern aufgehen sehen und sind gekommen, um ihm zu huldigen.» Als König Herodes das hörte, geriet er in Aufregung und mit ihm ganz Jerusalem. Er ließ alle führenden Priester und Gesetzeslehrer zu sich kommen und fragte sie: «Wo soll der versprochene König geboren werden?» Sie antworteten: «In der Stadt Bethlehem in Judäa. Denn so hat der Prophet geschrieben: Du Bethlehem im Land Juda! Du bist keineswegs die unbedeutendste Stadt in Juda, denn aus dir wird der Mann kommen, der mein Volk Israel schützen und leiten soll.»

Daraufhin rief Herodes die Sterndeuter heimlich zu sich und fragte sie aus, wann sie den Stern zum erstenmal gesehen hätten. Dann schickte er sie nach Bethlehem und sagte: «Geht hin und erkundigt euch genau nach dem Kind, und wenn ihr es gefunden habt, gebt mir Nachricht! Dann will auch ich zu ihm gehen und ihm huldigen.»

Nachdem sie diesen Bescheid erhalten hatten, machten sich die Männer auf den Weg. Der Stern, den sie schon bei seinem Aufgehen beobachtet hatten, ging ihnen voraus. Genau über der Stelle, wo das Kind war, blieb er stehen. Als sie ihn dort sahen, kam eine große Freude über sie. Sie gingen in das Haus, fanden das Kind mit seiner Mutter Maria, warfen sich vor ihm nieder und huldigten ihm. Dann breiteten sie die Schätze aus, die sie ihm als Geschenk mitgebracht hatten: Gold, Weihrauch und Myrrhe. In einem Traum befahl ihnen Gott, nicht noch einmal zu Herodes zu gehen. So reisten sie auf einem anderen Weg in ihr Land zurück.»

Der Evangelist Matthäus (2, 1–12) beschert uns auf das Weihnachtsfest hin eine wunderschöne, formvollendete Erzählung! Statt



über sie zu reden und sie gar zu zerpfücken, sollten wir sie besser immer wieder lesen – oder noch lieber: immer wieder hören – und sie ganz in uns aufnehmen! Wer diese tiefe Geschichte wirklich verstehen und in sein Leben umsetzen möchte, der wird es so halten . . .

Und er wird mit einemmal merken, daß sich der Erzähler über die beiden wichtigsten Dinge – den Stern und das Kind – am meisten ausschweigt. Berichtet wird genau genommen nur von einem Weg unter einem Stern sowie von einer Einkehr zu einem Kind. Wie das Kind ausgesehen hat und um welchen Stern es sich handelte, erfahren wir nicht! Kein Wort vom «holden Knaben im lockigen Haar», von dem die Dichter schrieben; nichts von der dreifachen großen Konjunktion der Planeten Saturn und Jupiter im Sternbild der Fische, die Johannes Kepler für das Jahr 7 v. Chr. berechnete! All dies ist Matthäus nicht wichtig. Ihm geht es um den Weg unter einem Stern und um die Einkehr zu einem Kind. Er lüftet ein Geheimnis und wahrt es zugleich. Erlebbar wird es für den, der sich ihm öffnet . . .

Eine merkwürdige Geschichte, aber wahr und beglückend! Harmonisch das Auftreten und die Anbetung der Weisen aus dem Morgenland, gestört die Reaktion des Herodes und der ganzen Stadt Jerusalem. Die Erzählung ist voller Spannungen. Hier die heidnischen Sternkundigen, Ausländer, die so selbstverständlich das neugeborene Kind suchen; da die gläubigen Juden, die von allem nichts wissen und außer sich geraten. Hier ist vom künftigen König der Juden die Rede; da erschrickt der regierende König Herodes, um so mehr, als er Edomiter ist, der verheißene Messias aber aus der Stadt Davids kommen soll. Hier oben steht ein großer Stern am Himmel still; da unten liegt ein kleines Kind im Haus zu Bethlehem. Eigentlich paßt nichts zusammen, und doch geht alles seltsam auf für diejenigen, die den Weg unter die Füße nehmen und zum Gesuchten vordringen. Herodes und die Religionsführer bleiben zurück.

Die Magier, der König und das Kind. Das Neue Testament weicht nicht vor Befremdlichem zurück.

Woher haben jene persischen oder babylonischen Priester, die auf

die stumme Sprache der Sterne achten, Kunde vom Heiland? Weshalb zeigen uns jene sonderbaren Gestalten Wesentlichstes? Handelt Gott auch durch ganz fremde Völker und Leute? Spricht er auch zu ihnen? Denken wir zu klein von ihm? Die Weihnachtsgeschichte legt es uns nahe. Sind wir gefangen in unseren engen Vorstellungen, so daß wir gar nicht zum Leben vorstoßen? Bleiben wir verhaftet in unseren Glaubenssätzen, Verordnungen und Ordnungen, in unseren Dorfstrukturen und Landesgrenzen, in unseren Gewohnheiten? Sind wir zu wenig frei für die Wahrheit? Die Sterndeuter wollen uns etwas mitteilen, weil Gott ihnen etwas offenbarte!

Sie suchten und fanden den «König der Juden». Zweimal bedachte das Matthäus-Evangelium Jesus mit diesem hohen Titel der politischen Königswürde: am Anfang in der ehrfürchtig gestellten Frage der Sternkundigen und am Schluß in der verächtlich angebrachten Inschrift am Kreuzesgalgen. Gleich zu Beginn wird klar, daß dieser Gesalbte, Christus, seine Mühe mit der etablierten Gesellschaft haben wird. Herodes stellt sich ihm, der die Völker befreit, entgegen, wie einst der Pharao das Mosesknäblein bekämpfte, den Befreier des Volkes Israel aus der Knechtschaft in Ägypten. Die Weisen aus dem Osten, die auf Sterne merken und auf Träume hören, schlagen einen anderen Weg zur Rückkehr in ihr Land ein. Sie gehen der Eigensucht des Herrschers aus dem Weg und lassen auch die selbstgefälligen religiösen Autoritäten links liegen. Ihr Weg ist ein anderer!

Nichtsdestotrotz haben gerade sie das Jesuskind gesehen! «Genau über der Stelle, wo das Kind war, blieb der Stern stehen. Als sie ihn dort sahen, kam eine große Freude über sie. Sie gingen in das Haus, fanden das Kind mit seiner Mutter Maria, warfen sich vor ihm nieder und huldigten ihm.» Ihre Freude – das wird betont – war bereits überaus groß, als sie den Stern stillstehen sahen. Da wußten sie, daß werden würde, was sie voller Vertrauen erwartet hatten. Sie schauten draußen am Gestirn im All, was sie gleich danach drinnen am Kind im Haus zur Andacht auf die Erde zog. Christus, der Herr der Welt, ist geboren! Christus, das Licht der Welt! Was draußen war, ist

drinnen auf die Welt gekommen! Was ferne stand, ist jetzt da! Gott in mir und ich in Gott, das ist die unaussprechliche Erfahrung von Weihnachten.

Mit einemmal geht dich ein Stern etwas an – mit einemmal zieht ein Kind – ein König – in dein Herz ein. Und wir können nicht anders, als es anzubeten und unsere Schätze auszubreiten, weil wir einen ganz anderen Schatz gefunden haben. Dieser Christus läßt die Gaben und die Begabungen ausbreiten und entfalten. Er setzt in Bewegung, denn er ist der Beweggrund; er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Er führt Menschen zusammen, vereinigt Hohes und Niedriges, bringt reich zu arm, schwarz zu weiß. Und alles durch das Licht seiner Liebe.

Diesem schönen Reich stehen heute wie damals unschöne Realitäten gegenüber. Gerade die Weihnachtsgeschichte macht klar, wie sehr gefährdet alles Gute ist! Bald schon muß man jenes Kind in Sicherheit bringen . . . Und sinnlos wurden die Knaben in Bethlehem gemordet. Dieses Töten hat nicht aufgehört.

Manchmal bedrückt es mich, wenn ich Menschen begegne, die nicht verzeihen können. Da nehmen der Stern draußen und die Seele drinnen Schaden. Sie büßen ihr Licht ein.

Letzte Nacht durften auf eine kirchliche Aktion hin tausend Flüchtlinge in Schweizer Familien das Weihnachtsfest feiern. Bei mir klingelte am Morgen das Telefon, ob ich einen Einsamen wüßte, der den Abend in Geborgenheit verbringen möchte. – Nur *ein* Tag Weihnachten im Jahr ist zuwenig; vor allem, wenn man ihn kurzfristig plant . . .

Vor mir auf dem Pult liegt ein Zeitungsbild mit vietnamesischen «boat people» vor der Küste Hongkongs im Meer. Entsetzt starren sie mich an. Wo sind ihr Stern und ihr inneres Licht? Dieses Boot ist voll – unseres noch lange nicht. Vielleicht aber sind unsere Herzen voll, verstockt, so daß wir uns von Fremden nichts mehr sagen lassen. Sie hätten uns jedoch etwas zu sagen, und wäre es nur, was Menschenwürde bedeutet.

Ich frage mich, was geschehen oder nicht geschehen wäre, wenn die Weisen aus dem Morgenland keine Visa bekommen hätten und wenn Maria und Joseph mit dem Jesuskind in Ägypten kein Asyl erhalten hätten. Das Matthäus-Evangelium jedenfalls könnten wir dann vergessen. Nun aber dürfen wir es haben. Das bereichert und verpflichtet.

Letzte Nacht hat erstmals ein israelischer Ministerpräsident den Christen seine Glückwünsche zum Weihnachtsfest ausgesprochen. Solche Zeichen der Versöhnung braucht es!

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen frohe Weihnachten: auf daß an möglichst vielen Orten in der Welt und in möglichst vielen Häusern in den Gemeinden wirklich Weihnachten werde!

Der glänzende Morgenstern

Neujahr

*Wo warst du denn, als ich die Erde machte?
Wenn du es weißt, dann sage es mir doch!
Ja, damals sangen alle Morgensterne,
die Gottessöhne jubelten vor Freude!*

So lautete die Entgegnung Gottes an Hiob (38, 4 + 7), als dieser seinen Weltplan anzweifelte. Wie könnten wir den nicht verstehen, der infolge von Leid und Unglück mit Gott hadert? Wer geriet denn nicht schon in Situationen, in denen er in dieser Welt zweifelte oder an dieser Welt verzweifelte?

Es scheint, als sei der Mensch darauf hin angelegt, von Zeit zu Zeit in ein tiefes Dunkel zu fallen, aus dem er keinen Ausweg mehr sieht und voller Angst nach einem Halt greift. Wir wissen eben nicht, wo wir waren, als der Herr die Erde machte! Wir wissen eben nicht, woher wir kommen und wohin wir gehen!

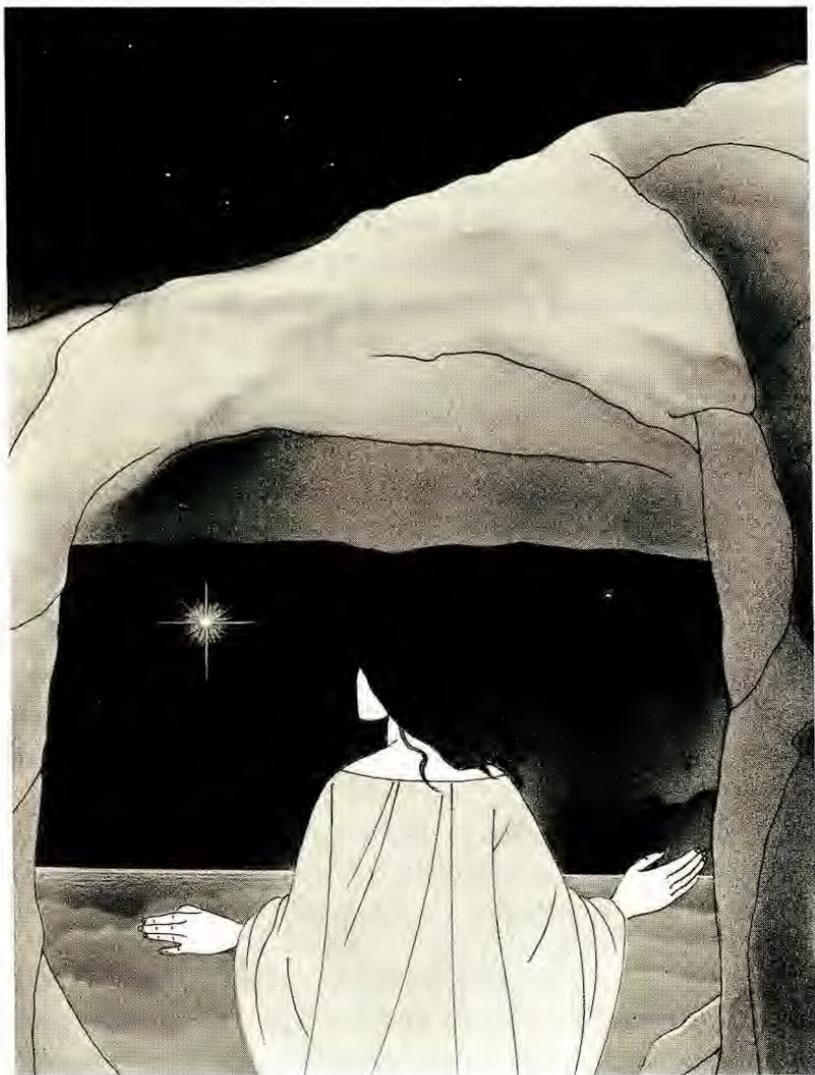
Solche Fragen bedrängen nicht erst die Erwachsenen, sondern bereits die Jugendlichen, die besonders stark auf der Suche nach sich selbst, nach der eigenen Identität sind. Die bangeren Zeilen der neunzehnjährigen Barbara legen dafür ein ergreifendes Zeugnis ab:

«Was ist es, das mich nicht mehr ruhen läßt, das mich mitten in der Nacht aus dem Schlaf reißt? Ich weiß nicht, warum ich bin und wohin ich will. Ich suche und finde nicht. Ich frage und bekomme keine Antwort. Ich schreie, und alles bleibt totenstill.

Ich möchte wissen, wohin mein Weg führt. Zu Gott? Ich zweifle. Zu den Menschen? Ich zweifle.

Warum ist mir so heiß, wenn meine Lippen vor Kälte fast erstarren? Warum zittere ich vor Kälte, wenn es heiß ist? Warum bin ich immer das andere? Was für ein Fieber hat mich gepackt?

Alles wird dunkler. Ich kann nicht erwachsen werden. Die Lichter, denen ich entgegengehe, tauchen ins Dunkel, leuchten schnell auf,



verlöschen für immer. Wo finde ich Halt? Wann hört diese ruhelose Wanderung auf? Wann? Wo? Erst mit dem Tod?»

Ehrlich wie einst Hiob stellt dieses Mädchen seine Fragen. Ob es auch das Glück hat, eine Antwort Gottes zu bekommen, durch die es sich persönlich angesprochen fühlt? Barbara ist allein, obschon viele Burschen und Mädchen, Frauen und Männer ihre Empfindungen teilen. Millionen von Menschen – gerade zu Beginn eines neuen Jahres – fragen nach dem Woher und Wohin, nach dem tragenden Grund und nach dem Ziel ihres Lebens! Tausende in aller Welt suchen nach fester Nahrung für ihre Seele und nach einem Ort, wo sie ernst genommen und nicht bloß vermarktet werden!

In der Antwort an Hiob war die Rede von singenden Morgensternen und jubelnden Gottessöhnen. Vor allem *ein* Morgenstern wußte schon immer zu entzücken: die Venus am Morgenhimmel. Nach Sonne und Mond ist dieser erdnächste Planet mit Abstand das hellste Gestirn am Himmel. Bei den Griechen und Römern galt die Venus als die «Schaumgeborene». In allen Kulturen erscheint sie als weibliche Gottheit, welche für die Liebe und die Schönheit zuständig ist: die Aphrodite der Griechen, die Venus der Römer, die Ishtar der Assyrer und die Astarte der Phönizier.

Wer die Venus in ihrem schönsten Glanze einmal gesehen hat, der weiß, daß sie neben dem milden Mond das anmutigste und lieblichste Gestirn darstellt, das von der Erde aus beobachtet werden kann. Bei klarer Sicht ist sie sogar am Tage mit bloßem Auge erkennbar. Alle anderen Sterne sind viel lichtschwächer. Darum sieht man die Venus am morgendlichen Horizont des Meeres als ersten der Morgensterne. So wird sie als die Bringerin des Frühlichtes erlebt, und wer eine sorgenvolle, schlaflose Nacht hinter sich hat, der freut sich herzlich über ihr Erscheinen! Sie kündigt nach dem Dunkel der Nacht das Licht des Tages an.

Dieses herrliche Bild der Schöpfung, das wir Modernen kaum mehr schauen und kennen, braucht auch unser Gott als sein Zeichen, wie es der Schluß der Offenbarung (22, 16) enthüllt: «Ich, Jesus, habe

meinen Engel gesandt, um euch in den Gemeinden dies alles bekanntzumachen. Ich bin der Nachkomme aus dem Geschlecht Davids. Ich bin der leuchtende Morgenstern.»

Christus nimmt für sich in Anspruch, der leuchtende Morgenstern zu sein, mit dem der erhsehnte Tag des Heils anbricht! Er stellt sich als der Garant einer guten, hellen Zukunft vor. Die frühchristliche Gemeinde hat in ihm die Erfüllung der Verheißung Bileams (4. Mose 4, 17) erkannt:

*Ich sehe einen, noch ist er nicht da;
ganz fern erblick' ich ihn, er kommt bestimmt!
Ein Stern geht auf im Volk der Jakobsöhne,
ein König steigt empor in Israel.*

Mit Christus weicht das Dunkel aller Nächte dem Licht des Tages! Mit seinem Kommen ist der Sieg über die düsteren Mächte errungen, durch seine Auferstehung der Sieg über den Tod gewiß! Die Dichter der Kirchenlieder haben dieses Motiv dankbar aufgenommen, so Paul Gerhardt in seinem wunderbaren Weihnachtslied (121, 4):

*Jakobs Stern ist aufgegangen,
stillt das sehnliche Verlangen,
bricht den Kopf der alten Schlangen,
und zerstört der Hölle Reich.*

Im Orient nannte man den König, dem gehuldigt wurde, «Sonne», «Stern» oder «Sonnenaufgang». Christus ist der Herrscher aller Herrscher, der ein ganz neues Reich des Friedens bringt.

Was dies nun für uns bedeutet, dazu hat uns Petrus (2. Petrus 1, 16 + 19) einen wichtigen Hinweis gegeben: «Wir haben mit eigenen Augen seine göttliche Hoheit gesehen. Durch dieses Erlebnis wissen wir noch sicherer, daß die Voraussagen der Propheten zuverlässig sind, und ihr tut gut daran, auf sie zu achten. Ihre Botschaft ist für

euch wie eine Lampe, die in der Dunkelheit brennt, bis der Tag anbricht und das Licht des Morgensterns eure Herzen hell macht.»

Die Propheten wußten, was Dunkelheit, Bedrängtsein und Verzweiflung bedeuten! Sie kannten die äußere und innere Not, verursacht durch Ungerechtigkeit, Gleichgültigkeit, Habsucht und Machtgier. Und doch ist in ihnen die Hoffnung auf den Messias erwachsen, die ihnen die Kraft verlieh, sich aufzulehnen und Verfolgungen zu ertragen. Darauf verweist der Apostel. Die Worte der Propheten vom Licht in der Finsternis tun uns in unseren Nöten wohl, und wir tragen sie in uns, bis es Tag wird und das Licht des Morgensterns unsere Herzen hell macht, bis es *in* unseren Herzen aufleuchtet!

Viele suchen das Glück außerhalb, in der großen weiten Welt; oder sie erhoffen es von anderen; oder sie suchen es in den Symbolen des Wohlstandes. Und sie finden es nicht! Die Wiege des Glücks ist nämlich dein Herz; in dir selbst will der Morgenstern aufgehen; in dir will Christus geboren werden! Bereite ihm dein Herz als seine Krippe! So bist du der Schmied deines Glücks.

Ganz ähnlich sieht es das unscheinbare Morgenlied (72, 4) von Johannes Zwick (1496 – 1542):

*O Gott, du schöner Morgenstern,
gib uns, was wir von dir begehren:
Zünd deine Lichter in uns an,
laß uns an Gnad kein Mangel han.*

Alle diese Lieder, die uns vom Morgenstern singen, sprechen ein unbeschreibliches Verlangen aus und zeugen von einer tiefen Sehnsucht. Es wäre gelogen, zu behaupten, daß dieser Hunger und Durst im jetzigen Leben völlig gestillt und gelöscht werden könne. Wunschlos ist tatsächlich erst der Tote. In dieser Hinsicht hat Barbara recht.

Sehnsucht aber brennt, und sie entwickelt sich in der Einsamkeit zum Feuer, das verzehrt und zerstört. Im Vertrauen auf Gott, der ein

ganz anderes Feuer ist, wandelt sie sich jedoch zum hellen Licht, das ein Segen für die eigene Seele und für das Leben der Mitmenschen bedeutet!

Nicht umsonst galt die Venus als Göttin der Liebe und der Fruchtbarkeit, über die der römische Schriftsteller Plinius einst schrieb: «Alles auf Erden wird durch ihre Kraft erzeugt. Durch ihr zweimaliges Erscheinen – eine Zeitlang morgens und eine Zeitlang abends – verbreitet sie fruchtbaren Tau auf der Erde und stachelt alle lebenden Wesen zur Befruchtung an.» Und Ptolemäus urteilte über die Venuskinder: «Sie sind schöner und anmutiger, weiblicher, von körperlichem Wohlgeruch und durch strahlende Augen ausgezeichnet.»

Nun glauben wir zwar nicht mehr an Venus als eine Göttin, aber an den glänzenden Morgenstern, an Christus, der in uns aufgehen und bleibende Frucht schaffen will. In dir sucht dieser Heimatlose aus einer anderen Welt Heimat, dir möchte er Bruder werden, dir Licht bringen. Das kannst nur du selber zulassen. Und denke daran: Dich gibt es nur einmal! So, wie du bist, ist kein anderer. So, wie du das tun kannst, vermag es sonst niemand.

Noch ein Jesus-Wort aus dem Buch der Offenbarung des Johannes (2, 25–28): «Haltet fest, was ihr habt, bis ich komme! Wer den Sieg erlangt und sich bis zuletzt nach meinen Worten und Taten richtet, dem werde ich als Zeichen der Macht den Morgenstern geben.»

Sonne, Mond und Sterne verneigten sich vor mir

«Jakob nahm seinen Wohnsitz im Land Kanaan, dem Land, in dem schon sein Vater als Fremder gelebt hatte. Hier beginnt die Familiengeschichte Jakobs.

Jakobs Sohn Josef war noch ein junger Bursche von siebzehn Jahren und half seinen Brüdern beim Hüten der Schafe und Ziegen. Er hinterbrachte seinem Vater alles, was die Brüder trieben.

Jakob hatte ihn von allen seinen Söhnen am liebsten, weil er ihm erst im Alter geboren worden war. Deshalb ließ er ihm ein prächtiges Gewand machen. Als seine Brüder sahen, daß der Vater ihn mehr liebte als sie alle, wurden sie so neidisch, daß sie kein freundliches Wort mehr mit Josef redeten.

Einmal hatte Josef einen Traum. Als er ihn seinen Brüdern erzählte, wurden sie erst recht böse auf ihn. «Ich will euch sagen, was ich geträumt habe», fing Josef an. «Wir waren miteinander auf dem Feld, schnitten Getreide und banden die Ähren zu Garben zusammen. Plötzlich stellte sich meine Garbe auf und blieb stehen. Eure Garben stellten sich im Kreis um sie herum und verneigten sich tief vor meiner Garbe.» Seine Brüder sagten zu ihm: «Du willst wohl noch König werden und über uns herrschen?» Weil er ihnen diesen Traum erzählt hatte, haßten sie ihn noch mehr. Wieder hatte Josef einen Traum, und auch den erzählte er ihnen. «Ich habe noch einmal geträumt», sagte er. «Ich sah die Sonne, den Mond und elf Sterne, und alle verneigten sich tief vor mir.» Als er diesen Traum seinem Vater und seinen Brüdern erzählte, wurde sein Vater unwillig und sagte zu ihm: «Was für einen Unsinn träumst du da? Du glaubst wohl, daß dein Vater, deine Mutter und deine Brüder sich vor dir in den Staub werfen?» Die Brüder waren eifersüchtig auf Josef; sein Vater aber mußte immer wieder über den Traum nachdenken.»

Mit dieser sprachlich und psychologisch äußerst kunstvoll geschilderten Erzählung (1. Mose 37, 1–11) hebt die Geschichte der Familie von Jakob an. Vielleicht geht es Ihnen wie mir, und Sie denken jetzt:



Das ist aber eine «schöne» Familiengeschichte, die uns die Bibel hier liefert! Ein Sohn wird bevorzugt, und seine Brüder hassen ihn deswegen. Sie tun dies um so mehr, als er dazu noch ständig mit hochnäsigen Träumen auftrumpft!

Dürften wir von der Bibel nicht vorbildlichere Familiengeschichten erwarten? Könnte sie uns nicht etwas frömmere und zahmere Begebenheiten und Menschen vor Augen halten, die uns ein Beispiel bieten würden? Anscheinend täuschen wir uns da! Die Bibel hat vielmehr ein Interesse daran, Menschen zu beschreiben, die sind wie du und ich; Menschen, die sich wie wir in die unmöglichsten und vertracktesten Situationen hineinmanövrieren. Wer könnte sich nicht den Vater vorstellen, der seinem Lieblingskind verfällt? Wer sähe sich nicht auf der Seite des Verwöhnten oder aber der Hassenden? Wem sind solche Familientragödien fremd?

Einfühlsam skizziert der Verfasser die gewaltigen inneren Spannungen, die in dieser Geschichte vorherrschen. Gott wird völlig ausgeklammert. So ist es tatsächlich möglich, die hochgestochenen Träume von Josef als Ausgeburten eines hoffärtigen Herzens aufzufassen *oder* sie als wirkliche Weissagungen zu begreifen. Dem Leser wird dabei die volle Freiheit gelassen, wie das der Träumende selbst mit seiner Familie auch hält: Er läßt die Seinen bloß die Traum Inhalte wissen; die Deutungen leisten sie selbst . . .

«Du willst wohl noch König werden und über uns herrschen?» rufen die Brüder entsetzt, als er ihnen den Traum von den sich verneigenden Garben eröffnet. «Du glaubst wohl, daß dein Vater, deine Mutter und deine Brüder sich vor dir in den Staub werfen?» gibt gar der Vater unwillig von sich, als es sich im zweiten Traum um nichts weniger als die Sonne, den Mond und elf Sterne handelt, die sich vor Josef tief verneigen. Nichtsdestoweniger ist Jakob durch diesen Traum seines Sohnes nachdenklich gestimmt worden: Er überlegt sich, ob nicht doch etwas Wahres daran sein könnte . . .

Solche Träume, die nicht nur zufällige Tagesreste enthalten, nahm man damals sehr ernst, ähnlich wie es die moderne Psychologie auf

ihre eigene Weise heute wieder tut. In den Josefs-Geschichten treten Träume immer paarweise auf. Während die Aussage des ersten Traumes von den Garben auf der Hand liegt, setzt die Deutung des zweiten Traumes von Sonne, Mond und Sternen Kenntnisse voraus, über die Vater Jakob verfügte, wie seine Interpretation verrät: Unter der Sonne versteht er sich als Mann, unter dem Mond seine Frau, und die Sterne stellen die Brüder von Josef dar.

Wie sehr diese knappe, aber einleuchtende Auslegung auch überrascht, so liegt ihr doch ein uraltes Empfinden zugrunde! Fast alle Völker dachten sich die Sonne – auf französisch: *le soleil!* – männlich und den Mond – *la lune!* – weiblich. Die deutsche Sprache wirkt hier verwirrend, aber schon im Englischen heißt es «he, the sun» und «she, the moon». Wir würden uns also besser eine «Mondin» vorstellen, welche mit ihrem Wechsel als das Gestirn der Lebensrhythmen und der Fruchtbarkeit galt, während die Sonne mit ihren «scharfen Geschossen» – wie sich Empedokles ausdrückte – als das lebenspendende Element angesehen wurde. Nach alter Mythologie treffen sich Sonne und Mond zur Zeit des Leermondes; da sind sie als Vater und Mutter zusammen und schaffen Neues! Darum war der Neumondtag zum Beispiel in Athen der begehrteste Hochzeitstermin; von ihm erhofften sich die Brautleute Segen und Kinder – Kindersegel! Nun verwundert es nicht mehr, daß Jakob von Sonne und Mond sofort auf sich als Vater und auf seine Frau als Mutter schließt. Noch mittelalterliche Darstellungen zeigen die Mondsichel am Fuße der Maria, die das Jesuskind in den Armen hält. Seit eh und je wurde der Mond – auch wegen der Monatsregel! – in eine Beziehung zur Weiblichkeit gebracht. Und was wäre der Mond ohne die Sonne?!

Es bleiben die elf Sterne. Sie weisen auf die Zahl der Brüder von Josef hin. Zugleich vergegenwärtigen sie die ursprünglich nur elf Sternbilder des Tierkreises, da der riesige Skorpion die beiden Waagschalen noch in seinen Scheren hielt. Die Waage kam erst später als ein eigenes Zeichen hinzu, was dann die praktische Zwölf ergab; die Zahl auch der Monate im Jahr und der Stunden im Tag.

Die Träume Josefs mußten auf seine Familienangehörigen bedrohlich und angsteinflößend wirken! Es verneigten sich vor ihm die Garben, die Früchte der Erde. Es verneigten sich vor ihm die Sonne, der Mond und die Sternbilder der elf Tierkreiszeichen, die «schicksalsbestimmenden» Gestirne. Es verneigten sich vor ihm in der Traumvorstellung Irdisches und Himmlisches. Die Familie bezog dies auf sich, den Hort, aus dem Josef stammte und in dem er lebte.

Aus diesem seltsamen Keim entwickelt sich nun die ganze Familiengeschichte von Jakob: Die Brüder werfen Josef aus Haß in eine Zisterne, die ohne Wasser ist. Sie besinnen sich eines «Bessern» und verkaufen ihn nach Ägypten. Dort arbeitet er sich empor, muß wegen einer Intrige ins Gefängnis und wird doch noch zum Stellvertreter des Pharaos berufen. Als solcher bewahrt er schließlich seine Familie vor der Hungersnot, und das bedeutet für alle Angehörigen die glückliche Erfüllung seiner eigenartigen Träume!

Warum erzählt uns die Bibel nicht eine weniger bewegte, muster-gültigere Familiengeschichte? Warum Haß, Zisterne, Gefängnis, Hungersnot? Warum neben dem unvermeidbaren Leid noch jenes, das vermeidbar gewesen wäre? Dazu die Gründe, die Johannes Calvin seinen Zeitgenossen nannte: «1.) Der Herr hat ungewöhnliche Mittel und Wege zu seinem Ziel, und 2.) Seiner Gemeinde Heil kommt nicht mit prunkendem Glanz, sondern durch Tod und Grab. Josef ist ein Spiegelbild Christi.» Der Reformator hat in der Zisterne und im Gefängnis das Grab Jesu erkannt, aus dem Gottes Geist zu neuem Leben erweckt.

So ergeht es auch uns: Die Erfahrung des Leidvollen und Unverständlichen führt uns im Vertrauen auf Gott zur seligen Erfahrung des Glücks! Die Bibel zeichnet ihre Menschen wirklichkeitsnah – ebenso wirklichkeitsnah erscheint aber auch das Handeln Gottes durch alle Unebenheiten und Widerwärtigkeiten hindurch. Leiden wir unter den Ungereimtheiten des Lebens, so glauben wir jedoch nicht minder an das gute Ziel in Gott!

Da stand die Sonne still

«Wie geht's deinem Vater im Ruhestand?» fragte ich letzthin einen Freund, und er gab mir schmunzelnd zur Antwort: «Ja, weißt du, er grüßt mit dem Rentner-Gruss: «Keine Zeit!»»

Die Zeit läuft, die Zeit drängt, Zeit ist Geld, keine Zeit. Wir wissen es. Unsere Zeit ist geprägt durch Zeitlosigkeit. Aber nicht in dem Sinne, daß sie viel Zeitloses hervorbrächte, sondern in dem Sinne, daß uns Menschen die Zeit fehlt; *vor allem die Zeit füreinander*. Tiefe Beziehungen, Freundschaften können schon fast nicht mehr entstehen, weil uns die Zeit fehlt. Gemeinschaften, Familien und Kreise Gleichgesinnter, aber auch fruchtbare Auseinandersetzungen mit Andersdenkenden leiden, weil die Zeit fehlt!

In der Bibel gibt es eine Stelle, da die Zeit stillstand, und eine andere, da sie sich sogar zurückdrehte. Sonne und Mond blieben nahezu einen Tag lang stehen, als die Israeliten unter Josua (10, 9–15) bei der Landnahme die Amoriter besiegten: «Josua marschierte mit seinen Männern die ganze Nacht hindurch, und so kam sein Angriff für die Amoriter völlig überraschend. Der Herr versetzte sie beim Anblick des israelitischen Heeres in einen solchen Schrecken, daß sie nur noch an Flucht dachten. Die Israeliten brachten ihnen eine vernichtende Niederlage bei und verfolgten sie bis zur Steige von Bet-Horon und noch weiter bis nach Aseka und Makkeda.

Als die Amoriter gerade die Steige von Bet-Horon hinabflohen, ließ der Herr riesige Hagelkörner auf sie fallen. Durch sie kamen mehr Amoriter ums Leben als durch die Schwerter der Israeliten. Damals, als der Herr die Amoriter den Israeliten auslieferte, betete Josua zum Herrn und rief vor allen Israeliten:

*Sonne, steh still über Gibeon,
du, Mond, überm Tal von Ajalon!
Und die Sonne stand still,
auch der Mond blieb stehn;
die Feinde Israels mußten untergehn.*

Diese Verse stehen im Buch der Heldengedichte. Fast einen Tag lang blieb die Sonne hoch am Himmel stehen und bewegte sich nicht von der Stelle. Weder vorher noch nachher hat der Herr jemals auf das Gebet eines Menschen hin so etwas getan. Der Herr selbst kämpfte auf der Seite der Israeliten. Als der Sieg errungen war, kehrte Josua mit dem ganzen Heer ins Lager bei Gilgal zurück.»

Und der Schatten der Sonnenuhr bewegte sich um zehn Stufen rückwärts, als Gott durch seinen Propheten Jesaja (38, 1–8) dem todkranken König Hiskija fünfzehn weitere Lebensjahre verhieß: «Damals wurde Hiskija todkrank. Der Prophet Jesaja, der Sohn von Amoz, kam zu ihm und sagte: «Der Herr schickt mich zu dir und läßt dir sagen: Bereite dich auf dein Ende vor! Du wirst von diesem Krankenlager nicht wieder aufstehen.» Hiskija drehte sich zur Wand und betete: «Ach, Herr, denk doch daran, daß ich dir immer treu war! Ich habe dir von ganzem Herzen gehorcht und stets getan, was dir gefällt.» Hiskija brach in Tränen aus und weinte laut. Da erhielt Jesaja vom Herrn den Befehl: «Kehr um und sag zu Hiskija: Der Herr, der Gott deines Ahnherrn David, läßt dir sagen: Ich habe dein Gebet gehört und deine Tränen gesehen. Ich gebe dir noch fünfzehn Jahre zu leben und werde dich und diese Stadt retten; ich werde Jerusalem beschützen. Ich will dir ein Zeichen geben, an dem du erkennen kannst, daß ich meine Zusage wahr mache: Ich lasse den Schatten auf der Treppe, die König Ahas gebaut hat, um zehn Stufen zurückgehen.» – Und der Schatten ging um zehn Stufen zurück.»

Daß die Zeit gelegentlich stillsteht, ist nicht völlig einzigartig in der Weltliteratur. In Homers Odyssee (XXIII, 238–250) gönnt die Göttin Athene dem nach langer Trennung neuverbundenen Paar Odysseus und Penelope eine ganze Nacht, in der sich die beiden ihre durchgestandenen Leiden erzählen, bevor sie sich als Liebende niederlegen:



*Und nun steigen sie freudig, dem Tod entronnen, ans Ufer:
 So erfreulich war ihr der Anblick ihres Gemahles.
 Und fest hielt sie den Hals mit weißen Armen umschlungen.
 Und sie hätten vielleicht bis zur Morgenröte gejammert,
 Aber ein andres beschloß die heilige Pallas Athene.
 Denn sie hemmte die Nacht am Ende des Laufes
 Und weilte an des Ozeans Fluten, die goldenthronende Eos,
 Und noch spannte sie nicht die schnellen leuchtenden Rosse
 Lampos und Phäton an, das Licht den Menschen zu bringen.
 Aber zu seiner Gemahlin begann der weise Odysseus:
 Liebes Weib, noch haben wir nicht der furchtbaren Kämpfe
 Ziel erreicht; es droht noch unermessliche Arbeit,
 Viel und gefahrvoll, und alle muß ich vollenden!*

Zeit also für Josua und seine Leute bei der Landnahme; Zeit für den kranken Hiskija zur Verlängerung des Lebens; Zeit für Odysseus und Penelope in einer schönen Nacht. – Zeit für Boden unter den Füßen, Raum zur Entfaltung; Zeit für Gesundheit und ausgeschöpften Lebenssinn; Zeit für das Teilen der Sorgen und für die Liebe!

Ja, Zeit kann Gnade bedeuten, gottgeschenkte Gnade. Umgekehrt heißt das: Wo die Zeit für das Wichtige dauernd fehlt, da fehlt Gott. Zeitlosigkeit, Gottlosigkeit. Denn Gott hat uns die Zeit gegeben, und wie wir mit ihr umgehen, das liegt im Bereich unserer Verantwortung. Dabei ist es nicht unerheblich, daß der Zeit nicht nur ein Maß, sondern auch eine Qualität zukommt. Der in Gott Gefestigte braucht nicht immer eine Unmenge von Zeit, aber er weiß sie sinnreich zu füllen.

Es mag sich nun der Unmut regen im Herzen dessen, der sich nach Raum, Gesundheit und Liebe sehnt, und es mag in ihm schreien:

«Mir schenkt Gott keinen Tag, keine fünfzehn Jahre, keine Nacht! Mir stehen Sonne und Mond nicht still; der Schatten meiner Sonnenuhr geht keine zehn Stufen zurück; und der nächste Morgen ruft unerbittlich zur Arbeit! Mir winkt das Glück nicht!»

Hand aufs Herz: Haben wir je mit dem Glauben eines Josua ernsthaft darum gebeten? Haben wir je mit dem Vertrauen eines Hiskija darum gefleht? – Liegt es vielleicht daran, daß wir Gott zuwenig zutrauen und oft gar nicht mit seinem Eingreifen rechnen? Ist uns wirklich vor Augen, daß der große Schöpfer des weiten Alls auch uns kleine Menschen kennt, wie dies dem Psalmensänger (8, 4–5) so herrlich aufleuchtete:

*Ich bestaune den Himmel, den du gemacht hast,
Mond und Sterne auf ihren Bahnen:
Wie klein ist da der Mensch!
Und doch gibst du dich mit ihm ab.*

Vielleicht zählen wir im Alltag nicht mutig genug darauf: Derjenige, der Sonne und Mond regiert, der die Zeit bestimmt, der hat auch etwas mit deinem und meinem Leben zu tun. Ihm dürfen wir uns voll anvertrauen. Alles, was uns bewegt, was uns freut oder quält, dürfen wir ihm anheimstellen und darauf bauen: Er wird es in seiner Hand zum Rechten wenden. Zu solcher Gewißheit hat Christus selbst (Matthäus 7, 7–11) uns aufgerufen: «Bittet, und ihr werdet bekommen! Sucht, und ihr werdet finden! Klopf an, und man wird euch öffnen! Denn wer bittet, der bekommt; wer sucht, der findet; und wer anklopft, dem wird geöffnet. Wer von euch würde seinem Kind einen Stein geben, wenn es um Brot bittet? Oder eine Schlange, wenn es um Fisch bittet? So schlecht ihr auch seid, wißt ihr doch, was euren Kindern gut tut, und gebt es ihnen. Wieviel mehr wird euer Vater im Himmel denen Gutes geben, die ihn darum bitten.»

Vielleicht sind wir in diesem Stück zuwenig mutig, zuwenig «unverschämt». Wir dürfen Gott um alles bitten, und er wird es uns so geben, wie es gut für uns ist!

Wenn wir uns auf dieses Wagnis einlassen, öffnet sich uns eine Welt der Wunder, eine wunderbare Welt: das Reich Gottes, in dem auch die Sonne und der Mond einmal stillstehen können; das Reich

Gottes, in dem keiner seinen Lebenssinn verfehlt und jeder Zeit für seine Bestimmung findet!

In Gott sein, Zeit für sich und andere haben – genug Zeit! –, das echte Leben spüren; diese drei Dinge gehören unauflöslich zusammen. Gönn dir Zeit, gönn dir Gott, und du wirst dich und den Mitmenschen finden.

Ein großer Stern fiel vom Himmel

Sterne leuchten und verblassen, Sterne gehen auf und nieder, das Glück kommt nah und entfernt sich, Gnade nimmt zu und ab – so erleben wir es immer wieder. Das Leben besteht nicht nur aus Heil, es enthält auch Unheil. Leben bedeutet nicht nur Wachstum und Frucht, es heißt auch Gefahr und Tod.

Der sensible Seher Johannes hat dies in seiner Offenbarung (8, 10–11) besonders stark verspürt: «Dann blies der dritte Engel seine Posaune. Ein großer Stern, der wie eine Fackel brannte, stürzte vom Himmel. Er fiel auf ein Drittel der Flüsse und Quellen. Der Stern heißt <Bitterkeit>! Ein Drittel des Wassers wurde bitter. Viele Menschen starben an diesem Wasser, weil es vergiftet war.»

Die Offenbarung ist wohl die schwierigste Schrift der Bibel. Vieles, was hier geschrieben steht, verstehen wir nicht. Wir ahnen vielleicht bloß mit dem Herzen, was gemeint sein könnte.

Johannes zeichnet Bilder, die wie die ägyptischen Plagen anmuten. Anders als bei jenen ist der ganze Kosmos miteinbezogen: Sonne, Mond und Sterne. Es geht um alles!

Wenn da von bitterem Wasser die Rede ist, von einer Natur, die ihren so wichtigen Dienst versagt, dann kommt uns dies heute gar nicht mehr fremd vor. Es erinnert uns an Zustände, die uns vertraut geworden sind. Von daher betrachtet, liest sich die Offenbarung mit einer ungeheuren (im wahrsten Sinne des Wortes: ungeheuren!) Aktualität. Ohne in Untergangsstimmung machen zu wollen, stellen wir mittlerweile viele Zeichen der Endzeit fest: bitteres Wasser, verpestete Luft, verseuchter Boden. Und die Science-fiction malt unheimliche Vögel und übergroße Tiere. Ist das Buch der Offenbarung eine schreckliche Zukunftsvision?

Wenn die Offenbarung nur das wäre, dann hätte sie nicht Eingang in den Kanon der biblischen Schriften gefunden! Nein, sie ist ein Glaubensbuch, ein Buch, das vom Glauben an Jesus Christus handelt. Trotzdem – oder gerade deswegen – weiß sie um die Gefahren, denen die menschliche Seele und das Leben der Völker ausgesetzt

sind. Davor die Augen zu verschließen hieße resignieren, und das ist das Gegenteil von Glauben. Glaube hat immer etwas zu tun mit einer realistischen Einschätzung der Lage, aber ebenso mit Hoffnung!

Wir kennen den Wermutstropfen auch im persönlichen Leben. Und wir wissen, wie die Quelle schmeckt, die davon durchsetzt ist. Auch Jesus kannte den «bitteren Kelch», und er bat Gott inständig darum, daß er an ihm vorbeigehen möge, doch habe der Wille Gottes zu geschehen. Obschon Jesus darum gebeten hatte, sollte jener Kelch nicht an ihm vorübergehen. Unser Erlöser mußte durch das tiefste Leid hindurch, und erst daraus ward neues Leben!

Wie reagieren wir, wenn unser großer Stern vom Himmel fällt und wenn in unser Lebenswasser Wermutstropfen sich einschleichen? Wie reagieren wir auf die Bitternis? Verstocken sich unsere Herzen wie diejenigen der Ägypter bei den sieben Plagen? Werden wir hart und verbittert? Rechnen wir ab mit Gott und der Welt? Verschließen wir uns der Zukunft, weil die Zukunft sich uns zu verschließen droht? Es wäre verständlich.

Schwere Erlebnisse stellen stets eine unerbittliche Herausforderung an unseren Glauben und an die Hoffnung, die in uns wohnt, dar. Sie quälen unsere Zuversicht und hemmen den Tatendrang. Sie blockieren. Wenn da nicht eine ganz neue Dimension hineinspielt, dann stumpfen sie ab, dann stampfen sie alles darnieder oder machen uns gleichgültig. Eine neue Dimension durfte der Dichter der Klagelieder (3, 15–27) mitten in seinem Leid entdecken. Mit einemmal erfuhr er im Unglück eine große Hoffnung. Wir spüren das aus seinen Worten deutlich heraus:

*Er gab mir die bitterste Kost zu essen
und ließ mich bitteren Wermut trinken.
Er hat mich in den Staub gedrückt
und mich gezwungen, Kies zu kauen.
Das ruhige Leben hat er mir genommen;
ich weiß nicht mehr, was Glück bedeutet.*



*Ich habe keine Zukunft mehr,
vom Herrn ist nichts mehr zu erhoffen!
An all dieses rastlose Elend zu denken
ist Gift für mich und macht mich bitter.
Doch immer wieder muß ich daran denken
und bin von Verzweiflung und Schwermut erfüllt.
Ich will mich an etwas anderes erinnern,
damit meine Hoffnung wiederkommt:
Durch Gottes Güte sind wir noch am Leben,
denn seine Liebe hört niemals auf;
jeden Morgen ist sie neu wieder da,
und seine Treue ist unfassbar groß.
Ich sage: Der Herr ist mein Ein und Alles;
darum setze ich meine Hoffnung auf ihn.
Der Herr ist gut zu dem, der auf ihn zählt,
zu jedem, der seine Nähe sucht.
Darum ist es das beste, zu schweigen
und auf die Hilfe des Herrn zu warten.
Für jeden Menschen ist es gut,
wenn er schon früh gelernt hat, Last zu tragen.*

Wir merken, wie die Klage sich allmählich in ein erneutes Aufleben verwandelt, ja, wie durch die klare Sicht des Leidens hindurch zur Hoffnung vorgestoßen wird. Der Glaubende negiert die Probleme nicht. Er weiß um sie, und er leidet unter ihnen. Zugleich empfängt er frische Kraft im Vertrauen auf Gott, den steten Erneuerer seines Lebens. Der Dichter der Klagelieder hat diese Erfahrung gemacht – und Tausende von Hilfe- und Trostsuchende mit ihm!

Diese Quelle des Lebens und der Freude steht auch uns offen. Wo sich Bitterkeit einstellt, verharren wir um so hartnäckiger bei ihr, bis sich ein anderes Wort der Offenbarung (21, 6–7) erfüllt: «Ich bin der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende. Wer durstig ist, dem gebe ich umsonst zu trinken. Ich gebe ihm Wasser aus der Quelle des

Lebens. Wer den Sieg erlangt, wird dieses Geschenk von mir erhalten, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Kind sein.»

Seien es Umwelt- oder gesellschaftliche Probleme, seien es persönliche Sorgen, seien es Krankheit oder Tod, wo der Stern auch sinkt, es wird von unserer Hoffnung abhängen, ob wir einen neuen Stern aufgehen sehen, der uns das Leben wieder liebenswert macht und uns die Kraft zum Kampf verleiht. Viele Hoffnungsfunken ergeben ein helles Licht! Ein Licht, das uns zum Leben zieht. Auch da, wo sonst keine Hoffnung wäre!

Ein Heiliger mähte einst Korn. Da fragte man ihn, was er tun würde, wenn er erführe, daß er nur noch eine Stunde zu leben habe. Er antwortete: «Ich würde mir auf dem Teil des Feldes, der noch zu bearbeiten ist, ganz besondere Mühe geben.»

Das ist Hoffnung, die aus Gott kommt. Sie macht glücklich und bedeutet Gnade. Könnten wir auch so reagieren, daß wir das Werk gut zu Ende führen wollten, an dem wir gerade arbeiten? Gott gebe es uns, dann brauchen wir nichts zu fürchten!

Der Erstgeborene der ganzen Schöpfung

3. Sonntag der Passionszeit

Wenn ich Eisenbahn fahre oder im Tram sitze, wenn ich die Gesichter in entgegenkommenden Autos mustere, wenn ich beobachte, wie Leute einander begegnen, dann denke ich manchmal: Nur wenige sind glücklich. Hohle Augen und mißtrauische Blicke, argwöhnische Augenblicke stimmen mich traurig. Ich frage mich, was dahintersteckt: nichts, oder scheinbar nicht viel. Oder ist Reisezeit – die Fahrt ins Büro und nach Hause – einfach tote Zeit? Scheintote unterwegs. Spielt sich das Leben nur in der Freizeit und am Arbeitsplatz ab, so daß dazwischen nichts mehr liegt? Und was ist das für ein Leben, das uns dermaßen aufsaugt und auspumpt? – Dabei müßten wir Menschen doch etwas Verbindendes haben und offen sein füreinander. Wir sollten uns etwas zu sagen und zu geben haben. Jede Minute ist ein kostbarer Teil unserer Tage, die gezählt sind!

Wenn ich in die Länder schaue, dann entdecke ich viele, in denen Menschen sich ängstigen, weil ihre Rechte mit Füßen getreten werden. Dabei hätten diese Staaten doch einen Rahmen zu schaffen, der ein friedliches Leben und Zusammenleben garantiert! Daß sie es nicht tun, das beelendet mich.

Was ist los mit uns Menschen? Woran fehlt es? Hier Übersättigung bis zur Bewußtlosigkeit – oder bis zur Bewußtseinslosigkeit! –; dort Mangel und Hunger. Hier ein fauler und darüber hinaus bis an die Zähne bewaffneter Friede; dort Elend, Aufstand und Krieg. Hier Gleichgültigkeit und Desinteresse, Leerlauf; dort Kampf ums Brot und um das nackte Überleben. Hier wie dort Zerfall, äußerer und innerer. Zerstörte Beziehungen, gestörte Menschen, tote Liebe, kalte Welt. Mich friert.

Ich lese ein altes Lied, das vermutlich schon vom Schreiber des Kolosserbriefes (1, 15–20) übernommen und in seine Gedanken über Christus einbezogen wurde. Ein Lied, das alles, einfach alles zusammenhält. Ein Lied, das wärmt:

*Er ist das Bild des unsichtbaren Gottes,
der erstgeborene Sohn des Vaters;
er ist der Anfang aller Schöpfung.
Durch ihn ist alles geschaffen worden,
was im Himmel und auf der Erde lebt,
alles, was man sehen kann,
und auch die unsichtbaren Mächte und Gewalten.
Alles hat Gott durch ihn geschaffen,
und in ihm findet alles sein letztes Ziel.
Er war vor allem anderen da,
und alle Dinge bestehen durch ihn.
Er ist das Haupt des Leibes,
und dieser Leib ist die Gemeinde.*

*Er ist der Anfang der neuen Schöpfung,
denn er ist der erste von allen Toten,
der zu neuem Leben geboren wurde;
in allem muß er der Erste sein.
Es gefiel Gott, in ihm Wohnung zu nehmen
mit der ganzen Fülle seiner Macht
und durch ihn alle Feindschaft zu überwinden.
Unter ihm als dem Haupt soll Frieden werden –
der Frieden, den er gestiftet hat,
als er am Kreuz sein Blut vergoß.
Dieser Frieden umfaßt die Menschen auf der Erde
und genauso die überirdischen Mächte.*

Dieses Lied ist ein großartiger Entwurf! Seltsam, daß es sich fast blasphemisch anhört. Das liegt aber nicht am Lied, sondern am Umfeld, in welches es hineingesprochen wird: Heute herrscht eben immer noch nicht Frieden. Und wohl nur die wenigsten Menschen haben in Christus das Prinzip ihres Lebens, ja das Prinzip der Welt und des ganzen Alls, des Sichtbaren und des Unsichtbaren erkannt.

Für Gott könnte man eigentlich das Wort Geld einsetzen. Es ist zur scheinbar alles durchdringenden Macht geworden. Geld bestimmt in viel größerem Maße als Gott unser Handeln und Unterlassen. Geld regiert die Erde – und neuerdings auch das All. Ich meine das nicht provokativ, sondern wirklich. Geld verbindet Kontinente und Länder, Erde und Weltraum. Geld prägt das Verhalten der Menschen untereinander, es ist zum Mittel der Beziehungen geworden. Geld treibt zur Arbeit an, und es gestaltet die Freizeit. Wo von Geld die Rede ist, da betrifft es alle Rassen, alle Alters- und Gesellschaftsschichten. Geld steht am Anfang: das Geschäft mit dem Säugling, und es steht am Ende: das Geschäft mit dem Tod. Alles kommt vom Geld, und alles läuft auf es hinaus, alles besteht durch das Geld: die Allgegenwart des Geldes. Alles kostet, und was nichts kostet, ist nichts wert . . .

Uns Menschen aber kostet das die Würde, denn wir sind austauschbar – als Konsumenten und als Produzenten. Es kostet uns auch das Glück, denn Geld kann zwar allgegenwärtig und mächtig, aber nicht allmächtig sein. Und wären mit Geld Friede, Gerechtigkeit und Liebe käuflich, die Wahrheit ist es nicht! Das wahre Leben entzieht sich dem, der auf Geld setzt. Aus diesem Grunde rief Jesus in seiner Bergpredigt (Matthäus 6, 33) dazu auf, zuerst nach Gott und seinem Reich zu trachten, dann wird das Übrige hinzugefügt.

Unser Glück wird davon abhängen, ob wir uns Gott als Prinzip – als Lebensprinzip – denken können, das in Christus sichtbar geworden ist. Kann er zur bestimmenden Grundlage unseres Lebens werden, in dem Werte Platz haben wie: Nächsten- und Feindesliebe, Barmherzigkeit, Opferbereitschaft und Güte? Oder erliegen wir der Maxime: «Was bringt's», die schlußendlich eben nichts bringt? Daran entscheidet sich unser persönliches Leben, das Leben der Völker, der Erde und des Alls.

Physiker rätseln an der Erklärbarkeit der Naturvorgänge, und sie sind dabei auf das sogenannte «anthropische Prinzip» gestoßen, das heißt, daß sich durch die Existenz des Menschen und in bezug auf

ihn überaus viel begründen läßt. Es ist uns in dieser Predigtreihe zum Beispiel aufgefallen, wie das menschliche Auge Sonne und Mond als gleich große Scheiben wahrnimmt und welch wunderbare Folgen dies hat, können wir doch dadurch um das Erlebnis der Sonnenfinsternis wissen. Nur der Mensch kann dieses Zeichen des Himmels für sein Leben deuten und fruchtbar machen. – Der Kolosserbrief legt uns über das anthropische Prinzip hinaus das «christologische Prinzip» nahe und will uns bewußt machen, daß alles – auf Erden und im Himmel – in Christus seine letzte Begründung erfährt.

Er versöhnt alle Kräfte, er hält alles zusammen. Er, Christus, schenkt Frieden und Heil, er bringt alles, was sich auseinandergelebt hat, zusammen. Er erweckt zu neuem Leben, was gestorben und abgestorben ist. Ob er auch uns wieder Hoffnung verleihen kann, verlorene Menschenwürde zurückzugeben und das Leben wieder lebens- und liebenswert zu machen vermag? Es würden neue Menschen und neue Beziehungen entstehen, glückliche Menschen und sinnvolle Beziehungen. Die Welt würde wärmer.

Die Entscheidung liegt bei uns. Noch ist es nicht zu spät!

Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang

4. Sonntag der Passionszeit

Zu einem weisen Mann kam ein Fremder, um sich in dessen Stadt niederzulassen. Er fragte ihn: «Was für Leute wohnen hier?» Der Weise aber wollte zuerst wissen: «Was für Leute wohnen in deiner Heimatstadt?» «Ach, unfreundliche und egoistische Menschen!» «So», entgegnete der Weise, «die gleiche üble Sorte wohnt auch hier!» – Bald kam ein anderer zu ihm mit derselben Frage. Auch diesem stellte er zuerst die Gegenfrage: «Was für Menschen wohnen in der Stadt, in der du wohntest?» Der Fremde sagte: «Ich ziehe nur ungern nach hier; denn dort wohnen sehr liebenswürdige Menschen!» Da beruhigte ihn der Weise: «Solch prächtige Leute warten auch hier auf dich!»

Diese Geschichte enthält eine tiefe Wahrheit: Oft ist das Gegenüber ein nur leicht verändertes Abbild der eigenen Seele. Wir ziehen jene Menschen an, die wir zu treffen bereit sind. Wir fordern jene Gespräche heraus, die wir gerne führen. Wir sehen und hören, was und wen wir wollen. Und wir machen die Erfahrung, die wir suchen.

Die Quelle der Glückseligkeit liegt in uns selbst, sagt eine alte Weisheit, und ein Sprichwort weiß: Jeder ist der Schmied seines eigenen Glücks! Leider trifft oft auch das Gegenteil zu, daß nämlich Menschen ihr Unglück selbst verschulden, weil sie sich in etwas Ungutes hineinverstrickt haben und diese Fesseln nicht mehr zu lösen vermögen. Das Glück ist also nicht zuletzt eine Frage der Freiheit – der Freiheit auch, wie ich interpretiere, was mir widerfährt:

Eine junge Lehrerin arbeitete an einem Samstagnachmittag in ihrem Garten. Zufällig sah sie, wie eine ihrer zwölfjährigen Schülerinnen am Tor vorbeikam. Da das Kind einen sehr niedergeschlagenen Eindruck machte, rief die Lehrerin es herein. Das Mädchen erzählte von einer «furchtbaren Enttäuschung», die sein ganzes Leben «zerstören»

würde. Daraufhin nahm die Lehrerin das Mädchen mit in die Küche, ließ in eine Tasse etwas Wasser hineinlaufen und fragte: «Ist die Tasse halb voll oder halb leer?» «Beides», antwortete das Mädchen. «Ganz recht», bestätigte die Lehrerin. «Schau, genau so ist auch das Leben keines Menschen ganz voll oder ganz leer. Jeder von uns hat seine Freuden und seine Sorgen, und ob das Leben traurig oder glücklich ist, hängt ganz von unserer Einstellung ab.»

Jedes Ding hat zwei Seiten, und daher ist die Richtung so wichtig, aus der wir es betrachten! Schicksal ist oft Zufall, aber in dem Sinne, daß uns «zufällt», was uns formen soll. Nicht so sehr, *was* wir erleben, sondern *wie* wir es erleben und verarbeiten, bestimmt unser Schicksal. Krise als Herausforderung, Probleme als Chance! Je offener wir den Realitäten ins Gesicht schauen, desto eher helfen sie uns, das Leben sinnvoll zu bewältigen.

Ich weiß nicht, ob das viele Leute so ansehen. Viel eher habe ich den Eindruck, daß wir Unangenehmes als etwas empfinden, was nicht sein sollte. Wir neigen dann zur Verdrängung statt zur Überwindung, gehen den Sorgen aus dem Weg, statt sie durchzustehen. Das geht heute besonders gut. Die Möglichkeiten, aneinander – und an sich selbst! – vorbeizuleben, sind gewachsen.

Der Stubenofen bindet die Familie nicht mehr zusammen, und mit dem Auto kann das Dorf oder die Stadt verlassen werden, ohne daß man jemanden auch nur grüßt. Jeder verkriecht sich, aber nicht in die Besinnlichkeit, sondern in die Zerstreuung. Die Leidensbereitschaft hat abgenommen. Das spüren auch die Ärzte, die sich dem enormen Erwartungsdruck ausgesetzt sehen, selbst den geringsten Schmerz sofort mit starken Medikamenten zu vertreiben, was sich ja ohne weiteres machen läßt! Wirklich ohne weiteres? Carl Hilty hat einmal geschrieben, die Krankheit sei das leichteste Mittel zur Reifung . . . Wer nimmt sich heute noch Zeit und Mühe, eine Grippe richtig durchzustehen?

Pillen gegen Wachstumschancen, Technik gegen Selbstfindung – die verhinderte Passion? Wir leben in der Passionszeit, in der wir das

Leiden Christi bedenken. Können Menschen dies noch ermessen, wenn sie sich von sich selber wegleben und ihre Bestimmung zu ergründen gar nicht mehr gewillt sind? Umgekehrt gefragt: Finden Menschen, die das Leiden Christi ernst nehmen, den Mut, diesen Weg bis Karfreitag abzuschreiten und dabei sich selbst, Gott und den Mitmenschen zu finden? Dürfen wir dabei die heilsame Entdeckung machen, daß «zufälliges» Leiden – Leiden, das uns «zufällt»! – Sinn in sich birgt und in der Hoffnung des Glaubens überwunden sein will, auf daß wir zum echten Leben vorstoßen?

Mit einer solchen Einstellung ist es mir möglich, bei allem Elend an Gott zu glauben. Der Ernstfall stellt ja eine Probe dar, nicht der Glücksfall. In der Zeit der Prüfung muß ich mich auf Gott verlassen können. Dann erst vermag ich in jeder Lage in das Lob des Psalmsängers (113) einzustimmen:

*Von dort, wo die Sonne aufgeht,
bis dorthin, wo sie versinkt –
überall werde der Herr gepriesen!*

Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang – damit ist die ganze Erde gemeint: vom Osten bis zum Westen; damit ist der ganze Tag gemeint: vom Morgen bis zum Abend; damit ist das ganze Erleben gemeint: von der Freude bis zur Traurigkeit! Die Sonne umfaßt in eigenartiger Weise Raum, Zeit und Empfinden. In allem ist Gott in einer glücklichen Art gegenwärtig für den, der sich ihm öffnet. Der Dichter des Psalms sagt das nicht in einem Anflug von Übermut, sondern gerade im Wissen um das Schwere, aber auch in der Gewißheit um Rettung:

*Wer im Himmel oder auf der Erde
gleicht dem Herrn, unserem Gott,
ihm, der im höchsten Himmel thront
und hinabschaut in die tiefste Tiefe?*

*Den Armen holt er aus der Not,
den Hilflosen heraus aus dem Elend,
und gibt ihm einen Ehrenplatz.*

Leute, die mit den Augen des Glaubens schauen, sind wohl immer Optimisten. Sie sehen eine neue, bessere Welt, das Reich Gottes. Gefährlich wird es erst bei Beschönigungen. Davor bewahrt aber die Realität des Kreuzes, die andauert, wenn wir ehrlich sind. Der Hilflose kriegt eben keinen Ehrenplatz. Er wird womöglich abgeschoben. Dem Armen wird nicht geholfen, im Gegenteil, man schlägt Kapital aus ihm – die Schweizer Banken haben ihr Engagement in Südafrika vervielfacht, und unsere Rüstungsindustrie konzentriert sich auf die Türkei . . . Der Name des Herrn wird nicht vom Morgen bis zum Abend gelobt. Wir sind *mitschuldig* am Leid und Elend in der Welt.

Glück hat mit Freiheit zu tun. Mit der Freiheit auch, die Dinge beim Namen zu nennen und nicht hinzunehmen, was uns und andere unfrei macht! Die Kirche macht das, weil sie es in der Kraft und in der Hoffnung des Glaubens getrost tun kann. Sie hat ihre Stimme in Polen und auf den Philippinen erhoben. Sie schweigt nicht zum Unrecht in Südafrika und Südamerika, und sie macht auf fragwürdige Geschäfte aufmerksam, die von unserem Land aus getätigt werden. Vielleicht ist die Kirche noch die einzige Institution, die unbelastet die Wahrheit sagen kann. Winnie Mandela meint: «Nur noch die Kirche ist uns geblieben als unser Sprachrohr. Jeder andere Protest wurde erstickt. Hätten wir jetzt nicht Leute wie den anglikanischen Bischof Tutu, den katholischen Erzbischof Hurley und all die anderen Stimmen von der Kanzel – es gäbe keine Hoffnung mehr. Ohne die Bibel wären wir überhaupt verloren. Ihre Hoffnung und der Glaube halten uns aufrecht, selbst im Exil. Besonders schwierig ist, daß wir uns am Sonntag Seite an Seite finden mit jenen Weißen, die uns drücken. Christliche Gemeinschaft bloß am Sonntag – das ist doch nicht der Sinn des Gottesdienstes!»

Wir lösen diese Probleme nicht, wenn wir weghören, sondern nur, wenn wir sie auf uns nehmen und mittragen. Dies kann auch im Gebet geschehen, im Gebet zu Gott für alle Verfolgten *und* ihre Verfolger, für alle Unterdrückten *und* ihre Unterdrücker, für alle Benachteiligten *und* ihre Benachteiligten. Denn Gott wirkt vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang – auf der ganzen Erde, allezeit und in jeder Situation. Er wirkt auch in dir und durch dich! Die Welt braucht Optimisten im kleinen und im großen. Sie braucht Leute, die an eine bessere Welt glauben und sich dafür einsetzen. Sie braucht Schmiede – nicht nur ihres eigenen Glücks!



Ausklang: Himmel und Erde werden vergehen . . .

5. Sonntag der Passionszeit

Ein Mensch stirbt, ein Kind wird geboren, ein Mann geht in Pension, eine Frau wird krank, erwachsene Söhne und Töchter ziehen aus, die Erde erwacht mit dem Frühling zu neuem Leben, ein Komet nähert sich dem Wahrnehmungsbereich – alles Leben ist stetem Wechsel unterworfen. Oft machen uns solche Veränderungen zu schaffen, und wir trösten uns damit, daß die erfreulichen die schmerzlichen aufwiegen. Beide fordern aber unsere Kräfte, und nichts darf darüber hinwegtäuschen, daß alles, was geworden ist, auch wieder dem Ende zustrebt! Glücklich sind wir, wenn wir es als Voll-Endung und nicht einfach als Abbruch, als Schluß, auffassen können.

Bis dahin aber ist ein weiter Weg, denn dem Leben kommt nicht nur die Dimension der Zeit, sondern auch des Raumes zu. Es braucht viel, um Übergänge zu verkraften, Abschiede zu akzeptieren und anzuerkennen, daß auch im Ende eine Fülle wohnen kann, ja, daß es Voll-Endung für uns gibt. Manchmal verschließen wir die Augen davor, halten uns für unersetzbar und scheinen davon auszugehen, unser Leben auf dieser Erde sei ewig. Vielleicht haben wir das sogar nötig, um nicht an der Welt zu verzweifeln! Um so schwerer tragen wir daran, wenn Schicksalsschläge uns einholen und uns mit den Realitäten konfrontieren. Die heutige Welt macht auf Jugend. Sie ist Trumpf. Als US-Präsident Ronald Reagan sechsundsiebzig Jahre alt wurde, meinte er, nun jähre sich sein neununddreissigster Geburtstag zum siebenunddreißigsten Mal. Das heißt doch: Ich bin gar nicht alt! Jede Alterserscheinung wird sofort vertuscht, weggeschminkt, jede Krankheit versteckt, der Tod verdrängt. – Verdrängtes Leben?

Die Bibel ist da realistischer – und bemerkenswerterweise hoffnungsvoller zugleich! Bereits der Prophet Jesaja (51, 6) kündigte an: «Blickt zum Himmel empor: Er wird sich auflösen wie Rauch. Blickt

auf die Erde unter euren Füßen: Sie wird zerfallen wie ein altes Kleid, und ihre Bewohner sterben dahin wie Fliegen. Aber der Frieden, den ich bringe, bleibt für alle Zeiten bestehen, und meine Herrschaft wird keiner erschüttern.» Die Evangelisten (Markus 13, 31–32) berichten, daß Jesus diesen Gedanken fortführte: «Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte nicht. Aber den Tag oder die Stunde, wann das geschehen soll, kennt niemand, auch nicht die Engel im Himmel – nicht einmal der Sohn. Nur der Vater kennt sie.»

Brutal, denken wir jetzt vielleicht. Dann haben wir aber nur der ersten Aussage Glauben geschenkt und die zweite überhört. Wir finden es nur unerträglich, daß Himmel und Erde vergehen, wenn wir nicht darauf vertrauen, daß der Frieden und das Wort Gottes bleiben. Wir können es nur nicht aushalten, daß unser Leben vergeht, wenn wir nicht wissen, daß der Sinn, den es durch Gott erhält, bleibt! Wenn wir letzteres nicht anerkennen, verdrängen wir ersteres, weil es nicht auszuhalten ist. Der Mensch ist nicht ohne Grund so, denn er wurde auf Gott hin erschaffen. Die Erfüllung findet er, indem er zu Gott, der ihn sucht und immer wieder aufsucht, zurückfindet!

Die Wissenschaftler machen das vielleicht auf ihre Weise. Theoretische Physiker entwickeln Szenarios, die bis auf eine Hundertstelsekunde an den Ursprung des Universums herankommen. Sie haben den Eindruck erhalten, daß es einen gemeinsamen Ursprung aller Dinge gab und daß vermutlich wirklich alles aus dem Nichts entstand! Viele von ihnen nehmen das Wirken eines Schöpfers oder einer schöpferischen Kraft an. Einer der hervorragendsten Physiker und Mathematiker unserer Zeit, Stephen Hawking, äußerte sich dazu wie folgt: «Nach meiner Überzeugung stößt man stets auf religiöse Fragen, wenn man anfängt, den Ursprung des Universums zu erörtern. Es müssen sich religiöse Töne einschleichen. Doch ich glaube, die meisten Wissenschaftler scheuen sich, auf die religiöse Seite der Angelegenheit zu sprechen zu kommen.» Diese Scheu ist begrifflich, wenn man bedenkt, daß sonst ihre Wissenschaftlichkeit in Zweifel gezogen würde. Persönlich soll sich jedoch niemand davon abhalten



lassen, an Gott, den Beginner und Vollender des Lebens, zu glauben, vor allem, wenn er gute Gründe dafür hat . . .

Himmel und Erde sind nicht nur entstanden, sie werden auch vergehen. Die Bibel sagt das ganz klar. Das Schicksal, das man der Sonne voraussagt, weist schon darauf hin. Sie wird, wie man es bei ähnlichen Sternen beobachtet hat, in einigen Milliarden Jahren anschwellen, nachher schrumpfen und schließlich ganz verlöschen. Solche Aussichten mögen den einen bestürzen, der andere tröstet sich damit, daß dies erst in einer unabsehbaren Zukunft der Fall sein wird. Ich finde beides falsch, denn das Schicksal des Alls ist ja auch unser Schicksal. Auch *mein* Lebenslicht wird einmal verlöschen! Und da hilft mir nur der hoffnungsvolle Teil unserer Bibeltexte weiter: Der Frieden Gottes und seine Herrschaft besteht weiter; das Wort Gottes, das Mysterium seines Leidens, in das wir miteinbezogen sind, und seiner Auferstehung, an der wir auch teilhaben, dies bleibt!

Es gibt das Erlebnis des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, das uns nicht mehr genommen werden kann – erst recht nicht, wenn es vollendet und verewigt ist, erst recht nicht im Tod! Darum konnte Martin Luther sagen, er würde heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen, auch wenn er wüßte, daß morgen die Welt unterginge!

Ein Mensch stirbt, ein Kind wird geboren, ein Mann geht in Pension, eine Frau wird krank, erwachsene Söhne und Töchter ziehen aus, die Erde erwacht mit dem Frühling zu neuem Leben, ein Komet nähert sich unserem Planeten – alles Leben ist dem steten Wechsel unterworfen. Aber es gibt eine *Konstante*, mit der wir verbunden sein dürfen, wie der Apostel Jakobus (1, 17–18) einst schrieb: «Lauter gute Gaben, nur vollkommene Gaben kommen von oben, von dem Schöpfer der Gestirne. Bei ihm gibt es kein Zu- und Abnehmen des Lichtes und keine Verfinsterung. Aus seinem freien Willen hat er uns durch das Wort der Wahrheit, die Gute Nachricht, ein neues Leben geschenkt, damit wir als die ersten unter seinen Geschöpfen

ans Ziel gelangen!»

Nachwort

In alten Kulturen wurden die Gestirne des Alls auf religiöse Weise verehrt. Das ist vorbei. Auf der ersten Seite der Bibel lesen wir, wie Gott Sonne, Mond und Sterne gleich Lampen an den Himmel hängte, damit sie als Lichter dienen. Er ist der Schöpfer, alles andere ist Schöpfung. Die Hitze der Sonne soll den Menschen nicht quälen, und der Mond soll ihn nicht krank machen (Psalm 121, 6).

Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Dinge miteinander verbunden sind. Die Gestirne, besonders Sonne und Mond, haben einen unermesslichen Einfluß auf das ganze Leben der Erde. Man hat diese vielfältigen Beziehungen in letzter Zeit neu zu entdecken begonnen. Verbunden damit ist eine reichhaltige Symbolik, die für unser Leben auch wieder neu fruchtbar gemacht werden kann.

Leider sind Natur und Schöpfung durch den Menschen, der bloß um seine eigenen, engeren Probleme kreist, zur reinen Kulisse degradiert worden. Das Schöpfungswerk hat uns, die wir nur ein Teil des Ganzen sind, aber mehr zu bieten! Deshalb fragte ich mich: Wo kommen Sonne, Mond und Sterne in der Bibel vor? Wie spricht Gott durch sie? In welcher Beziehung steht der Mensch vor Gott zu den Gestirnen des Alls? Was haben uns Sonne, Mond und Sterne zu sagen? – Aufgetan hat sich ein reicher Schatz an Hinweisen und Antworten, ein schönes Kleinod von Empfindungen und Erfahrungen, ähnlich wie bei den früheren Predigten über Tiere in «Wolf und Lamm» und über Kinder in «Davids Harfenspiel» (beide Oesch Verlag).

Das Buch ist wiederum meiner Gemeindegemeinde erwachsen. Die Predigten wurden zwischen dem 18. August 1985 und dem 16. März 1986 über der Ebene des St.Galler Rheintals in der St.Martinskirche von Wartau-Gretschins gehalten, an einem Ort, an welchem sich die christliche Gemeinde seit tausend Jahren zur Andacht inmitten einer lieblichen Umgebung versammelt. Das Interesse der jungen und junggebliebenen Hörer und Freunde hat mich besonders ermutigt und gefreut.

Nachdem der Oesch Verlag die Herausgabe auch dieser «Gretschinser Predigten» angestrengt und verwirklicht hat, stehen sie einem weiteren Leserkreis offen. Ich fühle mich den Lesern über die Landesgrenzen hinaus verbunden und danke an dieser Stelle herzlich für alle Zuschriften auf die beiden früheren Predigtbände hin. Auch die Besprechungen in der Presse vermitteln mir einen wertvollen Einblick in die Aufnahme, welche die Bücher finden.

Vor einiger Zeit hat meine Frau kahle Forsythien-Äste aus dem Garten geholt und in eine große Vase gestellt. Bald grünten und blühten sie, und der Zufall wollte es, daß sie dies vor einer Großaufnahme des Mondes machten. Der Anblick war rührend: Die hellen, gelben Äste des Strauches vor dem Hintergrund der unwirtlichen, grauen Mondoberfläche! Der Planet Erde wirkt in der Tat einladend. Ob wir Menschen als seine Gäste uns ihm gegenüber nicht freundlicher verhalten könnten?

Ich möchte dem Buch eine gesegnete Wirkung und dem Leser die Kraft und Zuversicht des Glaubens wünschen!

Wartau-Gretschins SG, Osterfest 1986

Jakob Vetsch

Literaturverzeichnis (Auswahl)

- Boslough, J. Jenseits des Ereignishorizonts: Stephen Haw-
 kings Universum, Reinbek bei Hamburg 1985.
- Bühler, W. Der Stern der Weisen: Vom Rhythmus der Gro-
 ßen Konjunktion Saturn-Jupiter, Stuttgart 1982.
- Ditfurth, H. von Kinder des Weltalls: Der Roman unserer
 Existenz, Hamburg 1984 (8. Auflage).
- Forstner, D. Die Welt der christlichen Symbole, Innsbruck
 Wien/München 1982 (4. Auflage).
- Franz von Assisi Der Sonnengesang. Übersetzung und Nachwort
 von Leutfrid Signer, Zürich/Stuttgart o.J.
 (6. Auflage).
- Franz, M.-L. von Die Visionen des Niklaus von Flüe, Zürich 1983
 (3. Auflage).
- Haber, H. Unser Sternenhimmel: Sagen, Märchen,
 Deutungen, München 1981.
- Jacobi, Lis (Hg.) Lied der Sonne, Morgen- und Sonnengedichte
 aus 3 Jahrtausenden, Stuttgart 1983.
- Schadewaldt, W. Sternsagen, Frankfurt a. M. 1976.
- Stifter, A. Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842, Stuttgart
 1983.
- Whitcomb, J. C., u. De Young, D. B. Der Mond: Seine Erschaffung, Gestalt und
 Bedeutung, Neuhausen-Stuttgart 1982.

Die Bibelzitate folgen in den meisten Fällen der von der Deutschen Bibelgesellschaft 1982 herausgegebenen Übersetzung «Die Bibel in heutigem Deutsch».

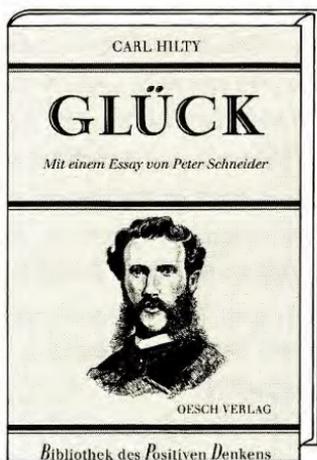
Die Liednummern beziehen sich auf das seit 1952 in Gebrauch stehende «Gesangbuch der evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz».

Bücher für positive Lebensgestaltung

*Das Heroische ist es doch
einzig, was die menschliche
Seele dauernd ausfüllt
und befriedigt, das Leben in
dem Großen, Wahren, Inhalt-
lichen, das unter dem Vor-*

*übergehenden und Trivialen
so vielen Menschen verborgen
bleibt und doch allein die
wahre Geschichte der Mensch-
heit ausmacht.*

Carl Hilty



Carl Hilty

Glück

Bearbeitet von
Dr. Barbara Meili
Mit einem Essay über Glück
von Prof. Dr. Peter
Schneider, Universität
Mainz

280 Seiten, Leinenband
mit Schutzumschlag,
Leseband, Kopffarbschnitt

Der große schweizerische
Staatsrechtler und Rechts-
philosoph Carl Hilty sah die
Welt einer modernen
Barbarei entgegeneilen. Der
materialistischen Schein-

kultur seiner Zeit stellt er
ein unverfälschtes, praktisch
vorgelebtes und freudiges
Christentum gegenüber.
Sein «Glück» ist ein Buch
für uns heutige Menschen.



OESCH VERLAG

Klausstraße 10, CH-8008 Zürich

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung.

Bitte verlangen Sie das kostenlose Gesamtverzeichnis

«Bücher für positive Lebensgestaltung»
direkt beim Verlag.

Bücher für positive Lebensgestaltung

*Ich wundere mich oft darüber,
wie leichtfertig man um Zeit bittet
und sie anderen gewährt. Jeder
achtet wohl darauf, weshalb um
Zeit gebeten wird, aber keiner*

*auf die Zeit selbst; es ist gleich-
sam, als wenn um ein Nichts
gebeten wird oder als wenn man
mit ihr nichts gibt, die doch das
Wertvollste von allem ist.*

Seneca



Emil Oesch
Die Kunst, Zeit zu haben
Ratschläge für den Umgang mit
unserem kostbarsten Gut
94 Seiten, Leinen mit
Schutzumschlag, Leseband

Wer keine Zeit für sich hat, ist unfrei! Emil Oesch zeigt uns auf, warum wir uns stressen lassen. Er will keine Patentrezepte liefern - er will uns zum

Innehalten, zum Nachdenken anregen. Denn weil unsere Zeit kurz bemessen ist, sollten wir wissen, wofür wir Zeit haben *wollen* und wofür nicht.



OESCH VERLAG

Klausurstraße 10, CH-8008 Zürich

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung.

Bitte verlangen Sie das kostenlose Gesamtverzeichnis

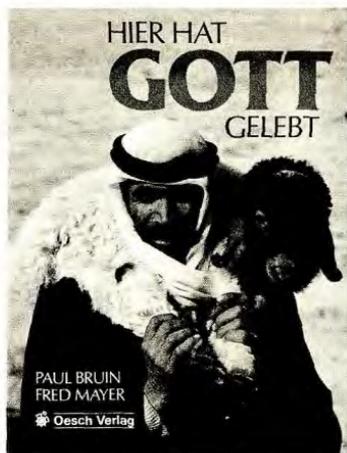
«Bücher für positive Lebensgestaltung»

direkt beim Verlag.

Bücher für positive Lebensgestaltung

Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gelebt.

JOHANNES-EVANGELIUM 1,14



Paul Bruin/Fred Mayer

Hier hat Gott gelebt

Auf den Spuren Jesu im Heiligen Land

256 Seiten,
mit 152 farbigen meist
grossformatigen Fotos,
Leinen mit
Schutzumschlag

Das Heilige Land zu zeigen, wie es sich uns heute darbietet, zerfurcht von den Spuren der Vergangenheit und verwittert von den Stürmen der Geschichte, ist die Absicht dieses Bildbandes. In den grossformatigen farbigen Bildern von Fred Mayer sehen wir den irdischen Wirkungsbereich Christi greifbar nahe, und unser biblisches Erleben wird plastischer als je zuvor. Bei aller theologischen Gründlichkeit ist die textliche Darstellung anschaulich, überzeugend und lebensnah. Sie stellt Jesus hinein in die Welt, in der er wirkte und starb, in der er wandelte, lehrte und litt.



OESCH VERLAG

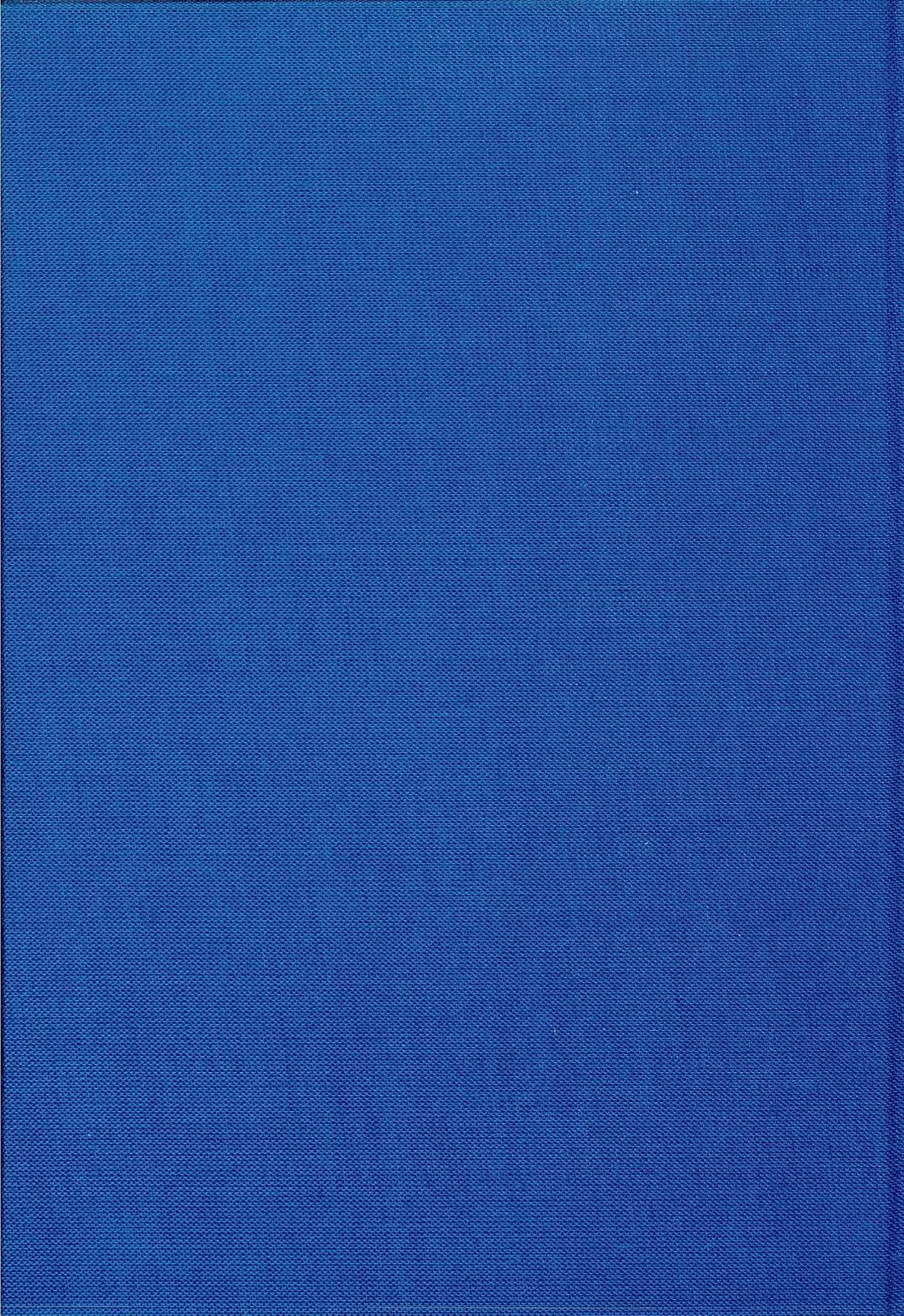
Klausstrasse 10, CH-8008 Zürich

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung.

Bitte verlangen Sie das kostenlose Gesamtverzeichnis

«Bücher für positive Lebensgestaltung»

direkt beim Verlag.



Jakob Vetsch, geboren 1954, stammt aus dem St. Galler Rheintal. Als Sproß einer Politikerfamilie absolvierte er das Wirtschaftsgymnasium. Nach der Matur entschied er sich aufgrund eines Traumes, Theologie zu studieren. In Basel und Freiburg i. Br. besuchte er als Werkstudent die Universität.

Von 1977 bis 1982 war Jakob Vetsch als Seelsorger in Klosters-Serneus tätig. Heute übt er das Pfarramt in seiner Werdenberger Heimat aus. Jakob Vetsch ist verheiratet und Vater von vier Kindern.

Von Jakob Vetsch sind weiter lieferbar:

Wolf und Lamm

Predigten über Tiere

128 Seiten, zahlreiche Illustrationen, Leinen mit Schutzumschlag

Davids Harfenspiel

Predigten über Kinder

110 Seiten, zahlreiche Illustrationen, Leinen mit Schutzumschlag



Oesch Verlag

Lektionen gegen die Angst,
die uns wie ein schwarzes
Tier auf der Brust sitzt. Auch
in der Nacht der Seele kann
es tröstlich sein, die leuch-
tenden Sterne über uns zu
wissen.